

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 12.

1883

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Vom Baume der Erkenntnis.

Von J. F. Adick.

(4. Fortsetzung.)

Hedwig stellte den Armleuchter nieder, den sie aus ihrem Zimmer mit hinübergenommen und blieb, an den Tisch gelehnt, stehen — die Augen erwartungsvoll auf ihren Begleiter gerichtet, der mit übereinandergeschlagenen Armen neben ihr stand und überrascht auf sie niedersah. Die energische Zurechtweisung, die er soeben von ihr erfahren, machte ihn stutzig. Er hätte nicht geglaubt, daß dem schüchternen jungen Ding, die mit dem untrüglichen Instinkt ihrer reinen, allem Gemeinen abgeneigten Seele ihren Schwager durchschaut und ihm von Anfang an mit kühlem Mißtrauen begegnet war, diese energischen Töne der Abwehr zur Verfügung ständen.

„Du bist sehr kühn, liebes Kind,“ sagte er mit kühlem Spott. „Doch mußt du mir schon erlauben, mich, ungeachtet deines Verbots, so auszudrücken, wie es mir beliebt. Uebrigens ist jetzt nicht die Zeit, uns mit diesen Auseinandersetzungen unnütz aufzuhalten,“ fuhr er schneller fort, als er gewahr wurde, daß sie eine Bewegung machte, das Zimmer zu verlassen. „Die Zeit drängt und ich habe dir Wichtiges mitzuteilen.“

Er warf sich in einen Sessel und zündete eine Cigarre an.

„Du erläßt mir wohl jede Einleitung,“ sagte er dann. „Daß Papa allgemein, bei Freund und Feind, für reich gilt, weißt du ohnehin. Ich selbst zweifelte nicht daran bis vor kurzem. Nun hat mir dein Papa vor wenigen Tagen mitgeteilt, daß er infolge unglücklicher Spekulationen sein Vermögen verloren hat, und morgen, Ultimo, nicht imstande ist, die Differenzen zu zahlen, die er auszugleichen verpflichtet ist. Er ist also genötigt, sich insolvent zu erklären.“

Er hielt einige Augenblicke inne und sah Hedwig forschend an. Sie stand noch immer unbeweglich da, die rechte Hand auf den Tisch gestützt, mit den großen, dunkeln Augen unverwandt vor sich hinsehend. Als er jetzt schwieg, atmete sie tief auf und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Sonst verriet sie durch keine Bewegung, welchen Eindruck die Worte ihres Schwagers auf sie gemacht hatten. Er hatte einen lauten Ausbruch der Ueberraschung und des Schmerzes erwartet und sah verwundert drein.

„Du weißt, was dies zu bedeuten hat?“ — Sie nickte stumm mit dem Kopfe. Dann sah sie ihren Schwager an.

„Und du, — wirst du es geschehen lassen?“

Er streifte die Asche von seiner Cigarre und lehnte sich tiefer in den Sessel zurück.

„Ich kann es nicht ändern,“ sagte er. „Ich selbst bin nach mehr als einer Seite hin stark engagiert und werde durch Papa arg mitgenommen. Es wird mir ohnehin nicht leicht, den Verpflichtungen zu genügen, die in diesen traurigen Zeiten allgemeiner Geschäftsstocung an mich erhoben werden.“

Sie wandte sich ab.

„Wo ist Papa? Ich will zu ihm gehen. Vielleicht ist es ihm ein Trost, wenn ich in diesen trüben Stunden bei ihm bin.“

Sie dachte nur an den Vater, der in seiner anspruchsvollen Genußsucht den Verlust des Reichthums bitter empfinden mußte. Sie selbst fürchtete in ihrem jugendlichen Idealismus die Armut nicht. Sie wußte aus eigener Erfahrung, daß der Besitz von Geld und Gut nicht glücklich macht, und überdies — woher hätte sie das Elend und die zahllosen Demütigungen kennen sollen, welche die Armut begleiten!

Georg lächelte ungläubig.

„Bleib,“ sagte er. „Ich bin mit meiner Mitteilung noch nicht zu Ende. Du weißt nicht, um was es sich handelt. Ich glaubte, du, als die Tochter deines Vaters, würdest die Folgen einer solchen Katastrophe richtiger zu würdigen wissen. Es ist nicht allein, daß Papa ruiniert ist und allem entsagen muß, was ihm in langen Jahren zum Leben unentbehrlich geworden ist. Auch sein guter Name, seine Ehre ist für immer dahin. Er hat in unbegreiflichem Leichtsinne andere in sein Schicksal hineingezogen. Nun ist nicht nur sein eigenes Lebensglück, sondern auch das ihre vernichtet, wenn nicht in der zwölften Stunde noch ein Wunder geschieht.“

Er hatte diese grausamen Worte gesprochen, ohne den Blick von Hedwig zu wenden. Fast überkam ihn eine mitleidige Regung, als er die tödtliche Blässe sah, die bei seinen Worten ihr Gesicht überzog, und die rührende Trauer, mit welcher ihre Augen ihn anblickten.

„Wozu sagst du mir das alles?“ fragte sie mit einer Stimme, die vor Aufregung bebte. „Was habe ich dir getan, daß du mir das Schwere noch schwerer machen mußt? Kann

doch kein Wunder ungeschehen machen, was nun einmal da ist und durch alles Sinnen und Trachten nicht aus der Welt geschafft wird!"

"Doch!" sagte er und zog sie sanft an sich. Dann zog er sie auf seine Kniee und lehnte ihren Kopf an seine Brust. Sie ließ es willenlos geschehen. In dem hilflosen Schmerze, den sie empfand, wußte sie kaum, was ihr geschah, wer so sanft und einschmeichelnd zu ihr sprach. All ihre Gedanken waren bei den unbarmherzigen Worten, die sie eben gehört.

"Es gibt einen Menschen, der alles ungeschehen machen könnte," fuhr er leise fort, "der gut machen würde, was Papa gesündigt hat. Ich kenne jemanden, der zu jedem Opfer bereit wäre, wenn er dadurch die kleine Hand gewinnen könnte, die ich jetzt in Händen halte."

Sie saß da wie gelähmt, dem Vogel gleich, welcher, von dem stehenden Blick der Schlange getroffen, sich vergeblich bemüht, den Bann abzuschütteln, der ihn gefangen hält und nun in unheimlicher Verzauberung und dumpfer Betäubung die armen kleinen Glieder nicht rühren kann.

"Du weißt, wen ich meine," fuhr er schmeichelnd fort. "Mein Vetter hat sich seit Jahren um dich beworben und es liegt nicht an ihm, daß du nicht schon längst seine kleine Frau geworden bist —"

Er verstummte plötzlich. Sie war aufgesprungen und schlug die Hände vor ihr entfärbtes Gesicht.

"Ich kann nicht!" schrie sie angstvoll auf, und ein Schauer überrieselte ihren Körper. "Alles will ich tun, fordere von mir was du willst — nur dies nicht — nur das Eine nicht, mich mit Leib und Seele einem Manne zu verkaufen, den ich hasse; der mir so verächtlich ist, daß ich lieber sterben möchte, als sein Weib werden."

Georg hatte sich erhoben und stand der Aufgeregten ruhig gegenüber.

"So laß uns aufhören," sagte er und schritt auf die Tür zu. "Ich habe das meinige getan. Und nun geh zu deinem Vater und sage ihm, daß du ihn nicht retten willst, weil du zu stolz bist und eigensinnig auf deinem Willen beharrst."

Sie hielt ihn zurück.

"Weiß Papa darum?" fragte sie leise.

"Närrchen," antwortete er spöttisch. "Wer sonst als Papa hat mich beauftragt, mit dir davon zu sprechen. Glaubst du, es mache mir Vergnügen, dir, deren Abneigung gegen meinen Vetter ich kenne, einen so unangenehmen Vorschlag zu unterbreiten?"

Damit ließ er sie stehen und ging hinaus.

Sie stand minutenlang regungslos auf dem Platze, wo er sie verlassen hatte, und starrte auf die Tür, die sich mit dumpfem Geräusch hinter ihm schloß. Dann raffte sie sich auf. Sie mußte hinüber zu dem Vater, der angstvoll des Ausgangs dieser Unterredung warten mochte.

Der Kommerzienrat ging mit unruhigen Schritten in seinem Zimmer auf und nieder, in peinlicher Erwartung auf jedes Geräusch achtend, das aus dem Nebenzimmer zu ihm drang. Er schien in den wenigen Stunden um Jahre gealtert. Sein heiteres, leichtlebige Naturell war nur geschaffen, im Sonnenschein zu leben. Nun, wo die erste ernste Sorge an ihn herantrat, beugte er sich widerstandslos unter der Last trüber Gedanken, die über ihn hereinbrachen. Im Stillen hatte er die Hoffnung noch nicht aufgegeben, durch den opferwilligen Entschluß seines Kindes der unheilvollen Lage zu entfliehen, in welche er sich durch eigene Schuld verstrickt.

Im Nebenzimmer wurde die Tür geöffnet und heftig wieder zugeschlagen. Er horchte auf. Dann hörte er Geräusch von Schritten, die sich entfernten; die Haustür fiel dröhnend ins Schloß und alles war still wie zuvor. Ihm sank das Herz und laut aufstöhnend warf er sich in einen Sessel und stützte den Kopf in beide Hände.

Hedwig war in der offenen Tür stehen geblieben und wagte kaum, den Vater anzusehen. Sie kam sich vor wie eine Verbrecherin. Er hatte den Kopf erhoben und sah sie an mit

einem Blick, in welchem die ganze Angst seiner Seele zu lesen war. Dann, als sie noch immer stumm blieb und ihre Lippen das erlösende Wort nicht sprechen wollten, auf welches er heimlich immer noch gehofft, wandte er sich ab. Nun wußte er, daß alles vorüber war.

Sie hatte sich ihm schüchtern genähert und kniete an seiner Seite nieder. Dann legte sie, ohne ein Wort über ihre zuckenden Lippen zu bringen, ihre Arme um seinen Hals. Er schüttelte sie heftig ab.

"Geh," sagte er bitter. "Wie konnte ich auch glauben, daß du mir helfen würdest. Weiß ich doch seit langer Zeit, daß du mich nicht liebst."

Sie stand aufgerichtet neben ihm und preßte die Hand auf ihr Herz.

"Sei barmherzig, Papa," bat sie mit tonloser Stimme. "Sieh, mit meinem Leben möchte ich dir beweisen, wie sehr ich dich liebe. Alles will ich tun, was du von mir verlangst, und wenn mir das Herz darüber brechen sollte — nur dies Eine nicht. Ich will ja gern arbeiten von früh bis spät, mit dir gehen, wohin du willst, alles aufgeben, woran mein Herz hängt, wenn du es verlangst."

Er lachte höhnisch auf.

"Hör auf mit deinen heuchlerischen Liebesbeteuerungen!" sagte er hart. "Wie soll ich ihnen Glauben schenken, wenn du in demselben Atemzuge mir verweigerst, was mich einzig und allein retten kann. Wenn du mich wirklich liebtest, wie könntest du einen Augenblick schwanken, deine kindische Abneigung zu überwinden, wo es sich um das Lebensglück, um die Ehre deines Vaters handelt!"

"Ich kann nicht, Papa!" sagte sie mit dem erschütternden Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes.

"So geh," antwortete er, ohne auf ihre bleichen, verstörten Züge zu achten. "Ich will allein sein. Du wirst es dereinst bereuen." —

Sie ging mit niedergeschlagenen Augen zur Tür. Dort blieb sie stehen und hob die Hände bittend zu ihm auf. Er machte eine ungeduldige Bewegung.

"Du zwingst mich, das Zimmer zu verlassen," sagte er hart.

Sie seufzte tief auf und ging hinaus.

Draußen war alles still. Flur und Treppen lagen in tiefes Dunkel gehüllt; die Dienerschaft hatte sich zur Ruhe begeben — kein Laut unterbrach das nächtliche Schweigen. Das unglückliche Mädchen hatte die Tür hinter sich zugezogen und blieb auf der Schwelle stehen, den Kopf an die dunkle Einfassung gelehnt. Sie war wie betäubt. Rings um sie her schien alles sich in einem tollen Wirbel zu drehen, daß sie sich kaum zurechtzufinden wußte in den wohlbekanntem Räumen. Es fröstelte sie und ihre Augen glühten fieberhaft. Der Neufundländer, der in dem Zimmer ihres Vaters gelegen und mit großen Augen die traurige Szene mitangesehen hatte, war seiner jungen Herrin nachgeschlichen und schmiegte den zottigen Kopf mitleidig an ihre Hand, die schlaff zu ihrer Rechten niederhing. So blieb sie lange Zeit unbeweglich. Vielleicht hoffte sie im Stillen, daß die Tür sich öffnen, ihr Vater heranstreten und sie in seine Arme schließen und die bitteren Worte zurücknehmen werde, deren unbarmherzigen Klang sie in dem unheimlichen Schweigen ringsum noch zu hören vermeinte. Aber alles blieb still wie zuvor. Sie fuhr sich mit der Hand über die starren, tränenlosen Augen und ging mit wankenden Schritten in ihr Zimmer. Dort legte sie sich, angekleidet wie sie war, auf das Bett. Die Stunden strichen dahin. Sie lag mit offenen Augen da, in wachen Träumen. Vor ihrem aufgeregten Geiste tanzten die Erlebnisse dieser Nacht in wirrem Taumel durcheinander. Der Vater, der ihr mit drohender Geberde gegenüberstand und sie in düren Worten der Lieblosigkeit zieh; der fremde Mann, der sich bereit erklärt hatte, ihren Vater zu retten, ihn zu bewahren vor Armut und Schande, wenn sie sich ihm zu eigen geben wollte mit Leib und Seele — ihm, vor dessen bleichen, verlebten Zügen sie ein heimliches Grauen empfand und dessen offenkundige Bewerbungen sie stets mit einem Gefühl des Ekel

erfüllt hatten, des Widerwillens gegen sich selbst. Und dazwischen sah sie immer wieder das hübsche, übermütige Gesicht ihres jungen Freundes vor sich und glaubte, seine fröhliche Stimme zu hören. Ihr war, als verspüre sie noch immer seinen warmen Atem neben sich; auf ihren Lippen brannten seine Küsse — und sie sollte einem anderen das Recht geben, die Lippen zu berühren, die sie vor wenigen Stunden, mit einem leidenschaftlichen Glücksgefühl, das sie nie zuvor empfunden, dem einen dargeboten, der es verstanden hatte, ihren mädchenhaften Stolz zu überwinden und ihrer Seele ein neues Leben einzuhauchen? Nein, nein, es war unmöglich! Gestern noch — wer weiß, ob das Verlangen, ihren Vater zu retten, nicht stärker gewesen wäre, als alle Wünsche und Neigungen ihres jungen Herzens? Aber heute, wo sie zum erstenmale wie im Rausch der Liebe Leid und Lust an sich erfahren, empörte sich jede Faser ihres Wesens gegen diese Selbstentäußerung, diese freiwillige Verzichtleistung auf das Glück. Die Worte fielen ihr ein, die sie jüngst einmal gelesen: Es ist der alte freigeborne Vogel nicht, er hat schon jemand angehört. Sie richtete sich jählings auf, überwältigt von den widerstrebenden Gefühlen und Gedanken, die auf sie einströmten. Und drüben saß ihr Vater und zermartete sich den Kopf, um einen Ausweg zu finden aus der unheilvollen Krise, die sein Lebensglück und seinen Namen, seinen guten Namen unrettbar vernichtete. Und er mußte ihr stutzen, ihr, seinem Kinde, die ihn mit einem Worte bewahren konnte vor Verzweiflung und Schande, und die dieses Wort nicht sprach und es ungerührt mit ansah, wie der alte Mann sich verzehrte in bitterem Schmerz um seinen guten Namen! Sie fuhr mit einem Schrei in die Höhe und eilte zur Tür. Sie wollte zu ihm, ihm sagen, daß sie alles tun wolle, was er von ihr verlange; daß sie all ihr Wünschen und Träumen, ihren Glauben an das Glück, ja daß sie ihre Selbstachtung opfern wolle um seinetwillen — um ihm zu zeigen, wie sehr sie mit ihm leide, wie sie zu ihm gehöre und nicht leben könne ohne seine Liebe. Sie stürzte über das Flur und riß die Tür seines Zimmers auf.

„Papa, lieber Papa!“ rief sie ungestüm und fiel neben ihm auf die Kniee. Sei mir nicht böse. Ich will ja alles tun, was du von mir verlangst. Nur sieh mich an und sage, daß du mir nicht länger zürnst, daß du an meine Liebe glaubst. Nun wird alles wieder gut werden.“ Sie schlang die Arme um seinen Hals und drückte ihre Lippen auf seine Hand — plötzlich schrie sie gellend auf. Die Hand, die sie mit ihren Lippen berührt hatte, war kalt und starr. Die Unglückliche taumelte entsetzt zurück. Dann sank sie bewußtlos neben dem Toten in die Kniee.

V.

Es ist früh am Morgen. Die vornehmen Stadtteile liegen wie verzaubert da, in tiefem, ruhigen Schlafe. Ueberall an den Fenstern sind die Vorhänge heruntergelassen. Kaum daß auf Augenblicke einmal die Gardine ein wenig gelüftet wird und ein schlaftrunkenes Gesicht sich zum Fenster hinausneigt, um gleich wieder zu verschwinden.

In den Arbeitervierteln wird es früher lebendig. Von allen Seiten strömen sie herbei, die Männer in blauen Blusen, mit den sorgenvollen, abgearbeiteten Gesichtern, in den schwieligen Händen ihr Arbeitswerkzeug — gar oft das einzige Besitztum dieser armen Enterbten; die blassen Fabrikmädchen, die in der staub- und dunstgeschwängerten Atmosphäre dumpfger Fabrikräume verkümmern und dahinsinken vor der Zeit. Aus den umliegenden Dörfern und Ortschaften kommen die Wagen einhergefahren; hochbeladen mit den Erzeugnissen der Land- und Gartenwirtschaft, mit welchen sie den berliner Markt versorgen. An dem Brunnen stehen die Blumenhändler mit ihrer bunten, duftigen Waare, besorgt, den Glanz und die Farbenpracht ihrer Schützlinge durch allerlei künstliche Manipulationen zu erhöhen. Drüben vor dem kleinen Hause mit dem unscheinbaren Lindenbäumchen hat sich zwischen zwei kleinen Buben ein erbitterter

Kampf entsponnen um einen prächtigen Zweig, den der eine heimlich von einem der Wagen heruntergezogen hat und den seine kleinen Hände kaum fassen können. Der andere, brüderlich gesinnt, will ihm einen Teil der Last abnehmen. Aber der Kleine kämpft wie ein Held und schlägt in der Hitze des Gefechtes so rücksichtslos um sich, daß mehr als ein harmloser Passant die Kraft seiner kleinen Fäuste verspürt.

Grete saß am Fenster — in den fleißigen, kleinen Händen eine Arbeit, die sie heute abzuliefern versprochen hatte. Sie war so eifrig bei ihrer Beschäftigung, daß sie sich kaum die Zeit nahm, die Vorübergehenden anzusehen, die ihr freundlich zuwinkten und von denen manch einer sich wiederholt umwandte, um sich an dem Anblick des hübschen Kindes, dessen blondes Köpfchen tief über die Arbeit geneigt war, zu erfreuen. Dazwischen sah sie immer wieder lachenden Auges auf die beiden Knaben, die sich mit den drallen, kleinen Fäusten die blonden Haare zerzausten und mit den Köpfen aneinandererschlugen und nicht eher ruhten, bis der eine von ihnen, laut aufheulend, mit blutender Nase abzog. Dann holte sie sich den Kleinen herein und wusch ihm das Blut aus dem Gesicht und versuchte es unter Scherzen und Lachen und allerlei tröstlichen Worten, dem kleinen Wilden ein menschenähnliches Ansehen zu geben. Bei dieser Prozedur war es ihr ganz entgangen, daß die Tür hinter ihr geöffnet worden und der junge Mechaniker in das Zimmer getreten war. Auch sah es fast aus, als habe der junge Mann, der bei aller Willensstärke sehr schüchtern und unbeholfen war und in seiner Treuherzigkeit und Wahrheitsliebe alle Heimlichkeiten verabscheute, kein reines Gewissen. Er hielt sich eine Weile ganz ruhig und sah aufmerksam mit an, wie Grete den Kleinen, der in seinem Schuldbewußtsein alles resigniert über sich ergehen ließ, nicht eben sanft bearbeitete und ihn dann, als er mit glattgebürstetem Haar und einem Gesicht, das vor Sauberkeit glänzte, aus ihren Händen hervorging, mit einem kräftigen Schlag und einer gutgemeinten Warnung vor einem etwaigen Rückfall in seine kriegerische Stimmung entließ. Als sie sich dabei umwandte und Franz gewahr wurde, der noch immer an der Tür stand und seine kleine Nachbarin mit verlegenem Lächeln betrachtete, warf sie die Lippen schmolend auf und tat, als sähe sie ihn nicht. Sie hatte es ihm nicht vergessen, daß er ohne Abschied von ihr gegangen war und mehrere Tage ohne sie hatte leben können.

Wenn sie gewußt hätte, wie schwer dies dem guten Jungen geworden war, hätte sie ihn gewiß milder beurteilt. Aber der junge Riese, dessen Widerstandskraft nicht eben groß war den verführerischen Künsten seiner schlauen kleinen Freundin gegenüber, kannte sich zu gut, um leichtsinnig ein Wagnis auf sich zu nehmen, aus dem er nicht mit heiler Haut davongekommen wäre. Er wußte sehr wohl, daß Grete ihm sein Geheimnis, Ziel und Zweck seiner Reise, ohne Rettung entlockt haben würde, hätte er sie vor seiner Abreise noch gesehen und ihr gesagt, daß er verreisen wolle. Er wußte voraus, wie sie es angefangen hätte, ihn wider seinen Willen zum Reden zu bringen. Sie wäre klug genug gewesen, zu tun, als glaube sie alles, was er in seiner Unbeholfenheit ihr zu sagen für gut befunden, und hätte es schließlich doch durch die scheinbar harmlosesten Fragen glücklich soweit gebracht, alles zu erfahren, was sie wissen wollte. Er hatte dies zu wiederholten malen erlebt und es deshalb vorgezogen, der Gefahr von vornherein aus dem Wege zu gehen, obgleich er wußte, daß er seiner kleinen Freundin gegenüber nach seiner Rückkehr einen schweren Stand haben würde.

Nun war er vor wenigen Minuten erst von seiner Reise zurückgekehrt und war, bestaubt und übernächtigt wie er aussah, ohne sich Zeit zu nehmen, seinen äußeren Menschen dem Reinigungsprozeß zu unterwerfen, dessen dieser dringend benötigte, schnurstracks zu seiner kleinen Tyrannin geeilt. Da stand er nun, den Hut in den großen Händen unschlüssig hin und her drehend, in heller Verzweiflung über seine eigene Unbeholfenheit, die es ihm verwehrte, gerade herauszusagen, was er ihr Freudiges mitzuteilen hatte, der kleinen Tyrannin

gegenüber, die ihm mit keinem Worte entgegenkam. Im Gegenteil, wie eifrig sie auch bemüht war, dem schüchternen Jungen so böse und unnahbar zu erscheinen, als würde sie ihm seine Unterlassungssünde nie und nimmer verzeihen — heimlich weidete sie sich nicht wenig an seiner Berlegenheit und an dem stolzen Bewußtsein, welche Macht sie über diesen jungen Riesen ausübte, der sie mit Leichtigkeit in einer seiner ungeschlachten Hände emporheben konnte.

„Nun, Grete,“ sagte er bittend und hielt seine Hand zum Einschlagen hin.

Sie warf den hübschen Kopf schmollend in den Nacken und legte die Hände auf dem Rücken ineinander.

„Bist du auch wieder da, Franz?“ sagte sie kühl. „Ich dachte, du wärest auf Nimmerwiedersehen fortgegangen in die weite Welt, dein Glück anderwärts zu versuchen!“

„Aber, Grete,“ unterbrach er sie vorwurfsvoll. „Hat dir der Herr Burghardt nicht gesagt —“

Sie ließ ihn nicht ausreden.

„Ach ja,“ sagte sie schnippisch. „Ich erinnere mich. Es geht mich auch weiter gar nichts an. Bist ja dein eigener Herr.“

Er schüttelte heftig den Kopf. Dann, als er sah, wie mutwillig ihre Augen blitzten und wie sie ihn verstohlen erwartungsvoll ansah, lachte er laut auf und setzte sich behaglich nieder.

„Der Doktor hat recht,“ sagte er, verliebt auf sie niedersehend, während er ihre beiden Hände fest in seiner Rechten hielt, daß sie ihm nicht entschlüpfen konnte. „Du bist eine Hege. Du kannst niemals Frieden halten. Was gibst du mir aber, Grete, wenn ich dir etwas Schönes von der Reise mitgebracht habe?“

„Du?“ meinte sie zweiselnnd, und wiegte bedächtig das Köpfchen hin und her. „Das wird wohl was Rechtes sein.“

„Kate einmal,“ sagte er lustig.

Sie hatte ihre Rechte freigemacht und gab ihm damit einen leichten Nasenstüber.

„Ich will nichts von dir haben,“ sagte sie schnippisch. „Noch sind wir beiden nicht gut Freund miteinander.“

Er lachte vergnügt.

„Erräst du noch immer nicht, was ich dir mitgebracht habe, du dumme Grete?“

Sie sah ihn aufmerksam an. Eine Vermutung drängte sich ihr auf. Aber nur für einen Augenblick. Dann legte sie eine leise Behmut über ihr lachendes Gesicht.

„Geh,“ jagte sie und versuchte, sich von ihm loszumachen. „Warum läßt du mich erst auf diesen Gedanken kommen!“

Er hielt ihre Hände fest und nickte ernsthaft mit dem Kopfe. Sie riß sich von ihm los und legte ihre Hände auf seine Schultern.

„Franz,“ rief sie frohlockend. „Ist es wirklich wahr? Hast du Lisbeth mitgebracht?“

Er war so gerührt, daß er kein Wort über seine Lippen bringen konnte. Aber in seinen Augen war die Antwort deutlich zu lesen, und laut aufjubelnd warf sich Grete an seine Brust und umschlang ihn mit ihren Armen.

„Du Lieber, Böser!“ rief sie atemlos vor Freude und tanzte aufgeregt um ihn herum, bis er ihr kleines, rundes Figürchen in seine Arme nahm und zärtlich an sich drückte.

„Wo ist sie?“ fragte sie dann und richtete sich lachend und weinend in seinen Armen auf. „Bei deiner Mutter? Ich will zu ihr gehen und sie hierher führen. Du bleibst inzwischen beim Vater und bereitest ihn auf das Wiedersehen vor.“

Er schüttelte in hilflosem Entsetzen den Kopf.

„Das bringe ich nicht fertig, Grete,“ sagte er treuherzig. „Ich bin zu ungeschickt — du weißt es ja.“

„So komm,“ entgegnete sie. „Wir wollen beide hinüber, sie holen. In ein paar Augenblicken sind wir wieder zurück.“

Sie öffnete das Fenster und winkte dem Kleinen, an dem sie vor wenigen Minuten zur barmherzigen Samariterin geworden war.

„Du bleibst hier, bis ich zurückkomme,“ sagte sie mit ihrem hellen, resoluten Stimmchen, das keinen Widerspruch aufkommen ließ. „Wenn der Vater nach mir fragt, bin ich um die Ecke zum Kaufmann gegangen.“

Dann ließen die beiden jungen Leute Hand in Hand über die Straße.

„Du, Grete,“ sagte der junge Mechaniker. „Ich weiß, wie wir den Vater vorbereiten wollen. In der Bibel steht, wie ich mich noch von der Schule her erinnere, die Geschichte vom verlorenen Sohn. Die lese ich ihm vor. Und dann mußt du ein paar Bemerkungen daran knüpfen, wie auch heutzutage noch ein verlorenes Kind wiederkehren kann zu dem Vater, der die Hoffnung auf ein Wiedersehen schon aufgegeben hat und wie schön das ist und —“

„Laß mich nur machen,“ unterbrach ihn die rechthaberische kleine Person zuversichtlich. „Das verstehe ich besser als du.“

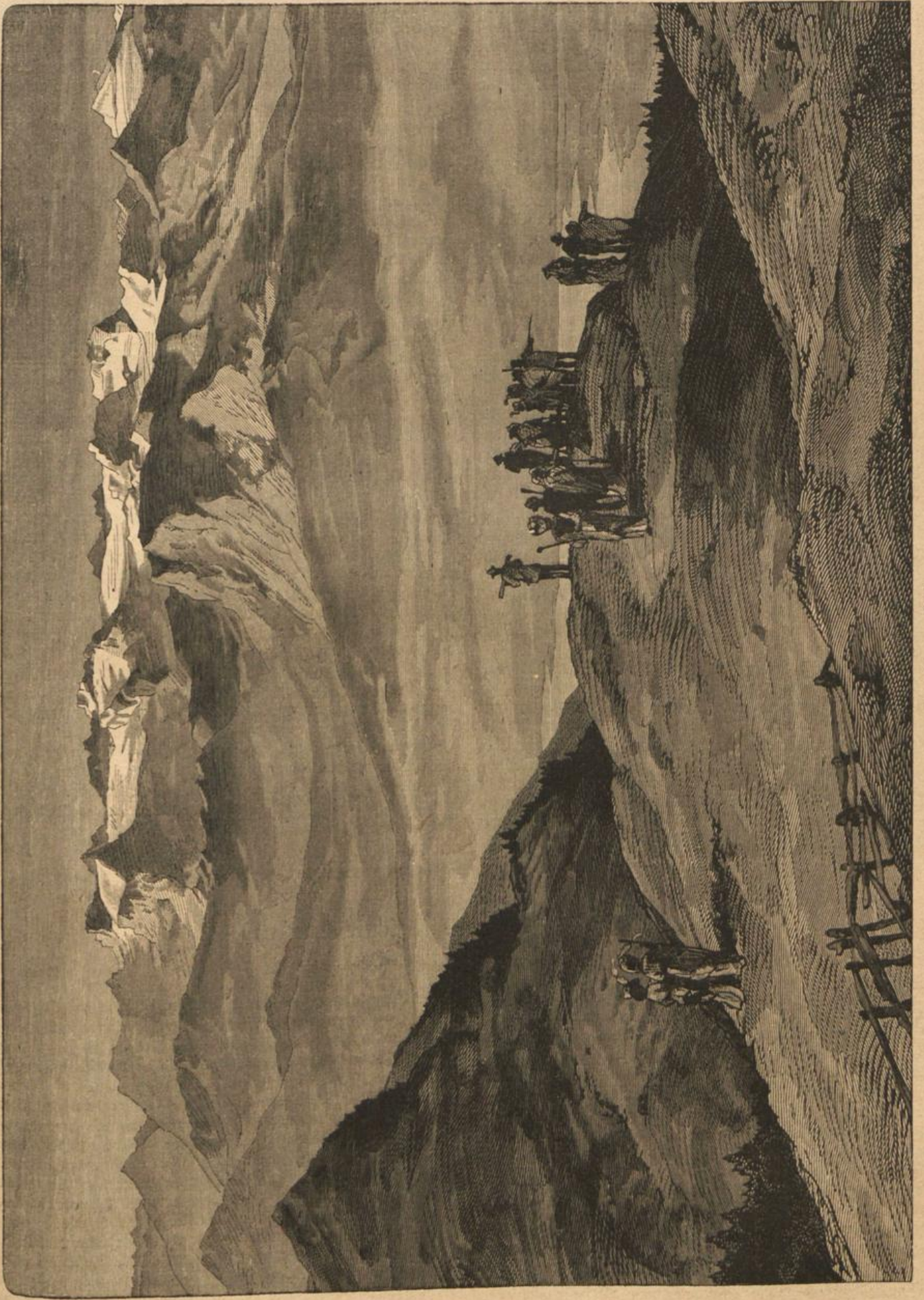
(Fortsetzung folgt.)

Aussicht vom Rigi.

(Bild nebenstehend.)

Wer kennt ihn nicht, wenigstens par Renommée, den herrlichen Giganten, den Stolz des Schweizerlandes, das Ziel der Sehnsucht aller, die zur heiligen Mutter Natur wallfahren, um sich an ihrer Schönheit zu erquicken. Drei herrliche Seen, der Vierwaldstätter, Zuger und Lowerzer See, wetteifern, seinen Fuß mit ihren bläulichen Fluten zu bespülen, indes sein Haupt in die Wolken ragt und den Schritt der Jahrhunderte gelassen beobachtet. Es war zur Zeit der drei Tellen im Grütli, da in den drei Tälern drunten der mit der Armut vermählte Fleiß weinte, indes das vornehme Laster schwelgt und freche Willkür durch österreichische Landvögte regierte. Da geschah es, daß drei fromme Schwestern zu Art, die durch ihre Schönheit die Lusternheit des Herrn von Schwanau gereizt hatten, von diesem arg bedrängt wurden. Um ihre Ehre zu schützen, blieb ihnen nichts als die Flucht und so stiegen sie in der Nacht in die noch gänzlich unwegsame Wildnis des Rigi Berges hinein und kamen bis dahin, wo ob Weggis aus dem zerklüfteten Nagelslutgestein laut murmelnd ein kalter Born entspringt. Hier bauten sie eine notdürftige Hinderhütte. Niemand weiß, wie lange sie da, abgeschieden von den Menschen, ihr Leben gefristet, bei den Tieren des Waldes, mit Beeren und Wurzeln und dem frischen Wasser

des Bergquells. Im Tale waren sie verschollen. Wohl längst waren sie gestorben, als die Sennen des Berges endlich jede Nacht drei bleiche Lichtlein über einem Punkte des Waldes flimmern sahen. Neugierde lockte sie hinzu, und da finden sie neben dem Born die zu Mumien gewordenen Körper der drei Schwestern. Da bauten sie an dem Ort eine Kapelle, den Duell aber nannten sie Schwesternborn. Durch den Mund der Hirten ward die Geschichte ruchbar im ganzen Lande und einzelne fromme Seelen stiegen hinauf zu Kapelle und Duelle, deren Wunderheilkraft bald genug in Ruf kam. So pilgerten schon frühe Hirten, Bauern und Wallfahrer herauf, beteten vor dem Bild der heiligen Maria zum kalten Bade und wen von ihnen das Wechselfieber oder die Nerven plagten, der tauchte dreimal in dem eiskalten Wasser unter, das sich in einem hölzernen Tröglein sammelte, stieg in gutem Glauben an Heilung wieder heraus und den Berg hinab. So kam Rigi Kaltbad in Ruf. (S. W. Baden, das Schweizerland.) Da geschah es, daß im Jahre 1593 ein kräutersammelnder Mönch auf andern Pfaden die Ostseite des Berges hinwanderte, dort, wo er gegen Lowerz abfällt und dort entdeckte er eine andere, eine herb-schmeckende Quelle, an derselben Stelle, die heute den Namen



Aussicht vom Nigt.

Rigi Scheidegg führt. So lautet die Sage. Die Prosa dagegen erzählt, daß man bei Beginn des 16. Jahrhunderts auf der Scheidegg ein Häuslein habe bauen wollen, für Molkereien oder dergleichen. Die Werkleute, die nach dem Fällen der Bäume am Abend ihre Netze im Freien hatten liegen lassen, fanden dieselben andern morgens mit Rost überzogen, da der Boden mit Mineralwasser getränkt war. So fand man diese Quelle.

Im Jahre 1689 ward von einem frommen Ratsherrn zu Aar auf dem Berg eine Kapelle gestiftet, welche vom päpstlichen Nuntius geweiht wurde, und nun begannen so zahlreiche Wallfahrten, daß dreißig Jahre später eine neue größere Kapelle gebaut werden mußte. Der Ort ward das Klösterli genannt. Noch stieg niemand herauf um des Berges willen, um dessen Aussicht zu genießen. Wer da kam, kam um eines praktischen Zwecks willen: zu baden, Mollen zu trinken oder Vergebung der Sünden zu erlangen. Die Naturschwärmerei war noch nicht erfunden.

Da schrieb Haller 1729 sein Gedicht „Die Alpen“, das, wenn auch zopfig und steif genug, doch seine Wirkung, auf die Alpen aufmerksam zu machen, nicht verfehlte und manchen zu einer Wanderung in die Schweiz veranlaßte. Stärker noch wirkte von 1761 an Rousseau durch seinen Roman „La nouvelle Heloise“, der auf den hohen Naturgenuß in den Alpen hinwies und das ganze gebildete Europa so gewaltig packte, daß die Westschweiz zum gelobten Lande sentimentaler Seelen ward. Mächtig wirkte auch Schillers hohes Lied von der Freiheit, sein Zell, jeder wollte den Schauplatz sehen, und als der Friede in den durch Napoleon beunruhigten Landen wieder hergestellt war, begannen die Wanderungen im großen Maßstab. Jetzt wollte man sehen, die Herrlichkeit und Majestät der Landschaft bewundern, den Geist gesund haben im Anschauen des Hoherhabenen und die im Staub und Dunst der Ebenen und Städte gepreßten Lungen in der heilkräftigen Gebirgsluft erquicken.

Die neue Zeit durfte mit ihren Einrichtungen nicht zurückbleiben. Gasthaus wuchs neben Gasthaus hervor, mit den goldherbeischleppenden fremden Riginwanderern stieg die schweizer Spekulation auf den Berg. Immer zudringlicher wurden die Menschenpygmäen und sie umgürteten endlich sogar den alten Leib des Riesens mit Eisenschienen. Auf ihnen steigt von Süden her die leuchtende Berglokomotive hinan und ihr feder Pfiff erschallt, wo einst in tiefer Weltverlorenheit die drei Schwestern ihr Rindenhäuslein bewohnten. Auch ein Telegraphendrat windet sich um die Felsenrippen, den Hotelherren oben das Nahen von

Gästen aus aller Welt zu melden. Fünf Hauptausichtspunkte hat der Berg: Rigi-Kulm, Rigi-Staffel, Rigi-Kaltbad, Rigi-Rotstock, Rigi-Scheidegg. Hinauf also mit dem Zug, der sich zwischen Rigi-Kulm und Rigi-Rotstock windet. Wie auf einen Zauberwink tut sich die große Landschaft der nördlichen und nordöstlichen Schweiz auf — da tönt ein Jauchzen durch jede Seele und gepackt wird bei dieser Schau auch das von der hausbädesten Prosa umkrustete Gemüt. Das ganze große Flach- und Hügelland liegt im hellen Sonnenschein zu unseren Füßen! Wer zählt die leuchtenden Städte und Städtchen, die Dörfer, die sich drunten hinbreiten? Der deutsche Schwarzwald blaut hinüber, die schwäbische Alp, die Berge des Jura und der Vogesen verlieren sich im purpurnen Duft des fernsten Horizonts. In jäher Tiefe glizert der ewig prächtige Bierwaldstättersee. Dort ist Rüschnacht; die blanke Stadt im Seewinkel drin, die sich so lustig in den Wellen spiegelt, ist Luzern, der Pilatus steht ihr zum Wächter. Hügel an Hügel und dazwischen überall blizendes Seegewässer, darüber der blaue Himmel, den goldne Wölkchen durchschiffen. Doch das höchste bietet der Rigi-Kulm, er ist die stolze Hochwacht, die Krone unseres Bergs. Von ihm aus ist der Blick ein unbegrenzter, achtzig Stunden in der Runde, und dem Adler gleich vermag er in freisendem Fluge von Abend gegen Morgen, von Süd nach Nord zu schweifen; über fünfzig Stunden weit kann er nach einer Seite sich ausdehnen und la Dôle im Jura ist sein äußerstes Ziel. Das alles dann zu schauen im wechselnden Lichte des Tages: wenn der Nebel im Tale dieses wie ein wogendes Meer, die Berge wie dunkle schwimmende Inseln erscheinen läßt, wenn der immer siegreicher vordringende Morgenglanz, der besonders die berner Alpen hervorhebt, die Nebel vertreibt und die Welt zur Freude weckt, wenn im Abendschein die östlichen Berge in sanfter Verklärung aufleuchten, oder blaues Mondlicht von den zahlreichen Seespiegeln heraufdämmert und die Berge wie bläuliche Schatten schauernd im Kreise stehen — das ist Naturgenuß.

Die Abstammung des Namens „Rigi“ hat den Etymologen viel Kopfzerbrechen gemacht. Einige leiten ihn von mons rigidus ab (rauhes Berg, aber der Rigi ist einer der zahmsten Berge der Alpen), andere finden die Wurzel in regina montium (Königin der Berge), eine dritte Meinung zieht das alte Wort „rihe“ oder „rige“, das Lage, Schicht, Reife bedeutet, zur Erklärung herbei. Wahrscheinlich aber ist Rigi ein altes keltisches Wort, das sich wie viele andere Ortsnamen bis auf unsere Zeit erhalten hat.

St.

Die Satire der Neuzeit. (Frühere Epoche.)

Von Dr. Richard Ernst.

(Schluß.)

In England, woselbst das 16. Jahrhundert ein vielseitiges fast überwältigend reiches Geistesleben entfaltet und einen Dramatiker hervorbrachte, desgleichen kein Volk weder im Altertum noch in der Neuzeit sich rühmen kann, den Giganten William Shakespeare, der in eben dem Grade Universaldichter der modernen Welt ist, in welchem Homer der Universaldichter der antiken war, hatte sich mit dem Verschwinden des „lustigen Altengland“ durch Aufkommen und Mächtigwerden des Puritanismus auch in literarischer Hinsicht ein bedeutender Umschwung vollzogen. Der seit 1640 entscheidend auf den Kampfsplatz tretende Puritanismus hatte bis zur englischen Revolution an der Literatur nur durch theologische Streitschriften, Erbauungsbücher und einzelne religiöse Lieder Anteil gehabt. Sein Sieg, auf politischem Gebiete ein Triumph der Freiheit, war der Poesie nichts weniger als günstig. Dem kirchlich strengen, glaubensseifigen, zelotischen Puritaner, der die gesellschaftlichen Zustände eines modernen Staats nach den Vorschriften des alten Testaments und den Träumen der Chiliaisten mit herber

Strenge umzubilden versuchte, erschien selbst das unschuldige Spiel der Phantasie, wie Macaulay sagt, ein Verbrechen, bei dem Anblick lustiger Volksspiessen seufzte er im Geiste und er hielt es für Gottlosigkeit, am Weihnachtstage Rosinensuppe zu essen. Die Theater standen verödet, denn sie galten als sittenverderbend, wie denn der puritanische Rechtsgelehrte William Brynne in seinem fanatischen Histriomastix das Verdammungsurteil aussprach über Tanz, Maskenzüge und Schauspielwesen, die er für Werke des Teufels erklärte. Nicht nur auf die dramatische, sondern auf die poetische Produktionslust überhaupt mußte daher das Regiment des Puritanismus lähmend wirken. Bei alledem hat derselbe einen Dichter ersten Rangs gestellt, John Milton, dessen „Verlorenes Paradies“, eine protestantische göttliche Komödie, den gefeiertesten poetischen Schöpfungen aller Zeiten beigezählt werden darf. Die vom weltlichen Gebiete verdrängte Muse flüchtete auf das theologische Feld und wenn auch das theologische Element mannichfach den Genuß der Dichtung stört, so enthält dasselbe doch zahlreiche Partien von wunder-

barer Schönheit und es weht darin der Geist antiker Welt- und Sinnfreude.)*

Die Rehrseite des Puritanismus wurde dagegen drastisch-ergötzlich aufgezeigt in dem satirischen Helbengedicht „Hudibras“ von Samuel Butler († 1680); worin der religiöse und politische Fanatismus grausam verhöhnt ist. Es ist nicht zu verkennen, daß Don Quixote und sein Schildknappe Sancho Panza die Vorbilder der beiden Helden des Gedichts waren, des bramarbasirenden, dogmatisirenden, independentischen Ritters Hudibras und seines heiligen Schildknappen Ralf, die mit einander auf Abenteuer ausziehen, welche gewöhnlich mit einer tüchtigen Tracht Prügel endigen und unter zweideutigen Weibern, Advokaten, predigenden Strolchen, Hexenmeistern und anderem Gefindel ein buntes Leben führen. Unter den Taten des Helden nimmt sein Kampf mit dem Weibe Trulla die erste Stelle ein. Er wird von ihr besiegt, seiner männlichen Rüstung beraubt, muß dagegen ihren Rock anziehen und wird in den Stock eingesperrt. Wieder frei geworden, strebt er dennoch nach dem Besitze jenes reichen Weibes und sucht ihn durch alle Mittel der Magie, der Schmeichelei, endlich durch Prozesse und Advokatenkniffe zu erlangen, aber alles umsonst. Er wird von Vermummten, die sich für Höllenrazen ausgeben, genedt und gezwungen, aus Furcht vor entsezlichen Prügeln eine Beichte aller seiner Niederträchtigkeiten abzulegen. Er wird von seinem eigenen Diener, den er anderwärts im Stiche gelassen, selbst wieder verraten und muß mit einem Spottbrief der Dame absziehen, mit dem das Gedicht abschließt. An diesen sehr einfachen Fäden der Geschichte reihen sich eine Menge von satirischen Gedanken und Bildern, treffenden Charakteristiken und Bemerkungen über Zeit und Menschen, Parteien und Meinungen. Vortrefflich besonders ist seine Verhöhnung der religiösen Grübeleien und Frömmerei und ist es auch übertrieben, wenn Schubart Butler den Monarchen aller komischen Epopöendichter nennt, so wird doch Hudibras für alle Zeiten ein ergötzliches Gedicht bleiben. Einer früheren Zeit gehören die englischen Satiriker und Sittenmaler Donne und Hall und die Schotten Dunbar und Lindsay an.

Aus der Zeit der Stuartischen Restauration unter dem läuderlichen Karl II. haben wir zwei Satiriker zu verzeichnen, den genialen, witzigen, aber frivolen und zuchtlosen Lord Rochester († 1680) und den charakterlosen, glatten Hofdichter Dryden († 1700), der zuerst Cromwell durch ein Lobgedicht zu gewinnen suchte, dann Karl II. verherrlichte und zuletzt mit Jakob II. zur katholischen Kirche übertrat und die protestantischen Selten verspottete. Seine politische Satire „Abalon und Ahitophel“, welche überall die Whigs bitterlich kränkte und den Mut der

Torys hob, fand mit beispielloser Schnelligkeit ihren Weg selbst in ländliche Bezirke.

Aus dem Zeitalter der Königin Anna haben wir zunächst den französisch gebildeten Alexander Pope († 1744) zu registrieren, der sichtlich nach dem Kranze Boileaus rang, wie denn überhaupt gegen anfang des 18. Jahrhunderts die englische Dichtung von ihrer Höhe herabsank und sich der französischen Pseudoklassik unterordnete, indem sie wie diese das Wesen der Dichtkunst in konventionelle Stilglätte und prunkende Technik setzte. Das Werk, worauf Pops Ruhm bei seinen Landsleuten hauptsächlich fußte, ist die komische Epopöe: „Der Lockenraub“ (erschien 1711), die sich zwar um einen sehr unwichtigen Gegenstand dreht, wovon man aber nicht mit Unrecht gesagt hat, daß darin die Satire den Gürtel der Venus trägt. Pops Darstellungskunst, die Grazie und Eleganz seiner Diktion, zeigt sich darin in reichster Entfaltung und die Witzblumenfülle der Form macht das Wesenlose des Inhalts vergessen. Geringer ist sein zweites komisches Gedicht: „Die Dumciade“.

Einer der größten Heroen der satirischen Literatur war der Engländer Jonathan Swift (geb. in Dublin 1667, † 1745). Schon in früher Jugend wurde sein Genius durch den Druck der Dürftigkeit und Abhängigkeit verdüstert und verbittert, was seiner Satire einen verbissenen, scharfgalligen Grundgeschmack verlieh. Geistlicher der englischen Kirche war er zuerst Rektor von Baracor in Irland; aber seine glänzende politische Befähigung ließ ihn mit allen Kräften nach einem Bischofsiz ringen, da er nur als Bischof der Hochkirche politische Macht hätte entfalten können. Trotzdem brachte er es nur zum Dechanten von St. Patrik und zwar durch die Torys, seine späteren politischen Freunde. In ihren Sturz verwickelt, in seinen Hoffnungen getäuscht, durch schwere Herzenskonflikte und Lebenskämpfe gepeinigt, in bitterer Verbissenheit in dem verhassten Irland lebend, entfaltete er gleichwohl erst jetzt die ganze Kraft und Fülle seines eminenten Talents. Swifts Leben verzehrte sich in schroffen Widerprüchen. Als Dechant der Hochkirche verteidigte er den Dogmenkram derselben gegen die Deisten und doch hat keiner der letzteren die kirchlichen Albernheiten so schonungslos gezeißelt wie er. Parteimann durch und durch, eiferte er gegen die Parteiwut. Menschenhaß und Menschenverachtung in abstoßendstem Grade zur Schau tragend, besaß er dennoch das liebevollste Herz und war unausgesetzt auf die sittliche Besserung, wie auf die materielle Wohlfahrt der Armen und Unterdrückten bedacht, deren Sache er in vielen seiner politischen Pamphlete so kräftig verfochten hat. Es gibt Knospen, sagt Carus, welche zu herrlichen Zweigen und Blättern auszuwachsen ursprünglich bestimmt waren und nur durch ein sonderbares Spiel der Natur und äußere Einwirkung von Kälte u. dgl. zu Stacheln geworden sind, und wenn sie nicht mehr grünen können, das Vieh abhalten und zur Sicherung des Ganzen mitwirken. Großenteils, glaube ich, ist Swift einem solchen zum Dorn verwandelten Zweig vergleichbar. Swift schrieb seine zahlreichen epochemachenden Satiren in Prosa. Unter denselben machte „Das Märchen von der Tonne“ (The tale of the tub) das meiste Glück. Es ist ein glänzender Feldzug gegen das christliche Priestertum, das katholische, luterische und kalvinistische. Zwar wollte er diese Satire im Interesse der Hochkirche geschrieben haben; aber Voltaire hat gewiß Recht, wenn er sagte: „Das Märchen von der Tonne verspottet den Katholizismus, das Judentum und den Calvinismus, gibt aber vor, dem Christentum selbst die höchste Achtung zu bezugen. Kann man aber wohl den Vater verehren und doch seinen Söhnen hundert Rutenhiebe aufmessen? Es gibt Leute, welche meinen, die Ruten seien von solcher Länge, daß sie mitunter auch bis zum Vater reichen.“ Wie rücksichtslos er verfährt, erzieht man daraus, daß er die Kanzel mit dem Galgen und dem Gauklergerüste der Marktschreier auf gleiche Linie stellt. — Eine klassische Dichtung von univerveller Spannweite und unverwerlichem Gehalt ist sein Hauptwerk „Gullivers Reisen“. Obgleich tief in der Zeitgeschichte wurzelnd und die zeitgenössischen Verkehrtheiten in grotesker Verzerrung widerspiegelnd, erstreckt sich sein satirischer Humor

*) Wie klassisch geschaut und gedacht ist z. B. folgende Schilderung Adams und Evas und die daran geknüpft Reflexion im 4. Gesange:
Des Einen Bild war Kraft und Ueberlegung,
Des Andern Bild Anmut und süße Huld,
Er schien ein Gott allein, doch sie in ihm.
Die hohe Stirn und der erhabene Blick
Bezeugten seiner Herrscherkraft Gewalt;
Die hyazintnen Roden hingen ringelnd
Ihm vom geteilten Scheitel dicht herab.
Sie trug die goldnen Haare frei und lustig,
Ein Schleier, der zur Hüfte niederwallt.
In losen Ringeln, wie die vollen Kanten
Sich an dem Weinstock kräufeln und sich drehen.
Auch war der Leibesform geheimer Teil
Noch unverhüllt; die Scham trug keine Schuld;
Scham, die nicht für Naturgebilde paßt,
Ehrlose Scham, von Sünde nur erzeugt,
Wie hast du doch das menschliche Geschlecht
Mit leerem Schein der Reinheit arg verblendet,
Hast aus dem Menschenleben allen Segen,
Der Einsalt und der Unschuld Glüd verbannt!
Sie gingen nackt einher, und scheuten nicht
Das Auge Gottes und der Engel Blick;
Denn Arges nimmer denkend gingen sie,
Das liebevollste Pärchen Hand in Hand,
Wie nimmer eines wieder sich umarmt:
Adam, der schönste von der Männerschar,
Eva, die lieblichste von allen Frau'n!
(Nach Böttger.)

doch zugleich auf allgemein menschliche Verhältnisse und Zustände, wie auf die ganze Torheit und Verkehrtheit des menschlichen Tun und Treibens überhaupt. Nie ist die Bestie im Menschen grausamer und genialer verhöhnt worden als im 4. und letzten Teil dieses Werks, welches die Reise in das Land der Houyhnhnms enthält. Swifts und Popes Freund John Arbuthnot († 1735), der den Roman „John Bull“ herausgab, welcher seither der Spitznahme des englischen Volkes blieb, hat einen witzigen Kommentar zu Gullivers Reisen geschrieben. Sehr traurig waren die letzten Lebensjahre Swifts. Taubheit und Schwindel hatten den stets rauhen, ungemütlichen Mann noch ungeselliger gemacht und er verfiel zuletzt in völligen Blödsinn und Epilepsie. Einst stand er lange vor einer Eiche, die oben wels, unten aber gesund schien. „Sie stirbt von oben wie ich!“ rief er mit Schmerz. Als er schon mit dem Tode rang, ließ sich der berühmte Dratorienkomponist Händel bei ihm melden. Ah! a German, and a genius! e prodigy! admis him! (O, ein Deutscher und ein Genie! ein wahres Wunder! Laßt ihn herein!) rief er aus. Es waren seine letzten Worte. Der von Swift inspirirte, gelehrte, grobknochige Lexikograph, Journalist, Literaturhistoriker und Satiriker Samuel Johnson († 1781) züchtigte in seinen Satiren die Torheiten der Zeit und insbesondere die Laster der Hauptstadt.

Ein ebenbürtiger Sprößling von Swifts Gulliver ist der satirische Roman „Niels Klims unterirdische Reise“ von dem Norweger Ludwig Holberg, dem eigentlichen Schöpfer der neueren dänischen Literatur, dem Molière und Voltaire Dänemarks († 1754). Derselbe ist vorzugsweise gegen die Pietisterei gerichtet, welche zu jener Zeit wie ein Heerrauch ganz Dänemark durchzog und nur der Umstand, daß der Roman lateinisch geschrieben war, schützte seinen Verfasser vor Verfolgung dieser Frommen. Ein derb satirischer Grundzug geht durch alle die zahlreichen Werke Holbergs, der durch seine dreiunddreißig frisch aus dem Leben, aus der gesunden Volkstümmlichkeit gegriffenen, von originellster Laune und edelster Komik strotzenden Schau- und Lustspiele der Begründer des nationalen Theaters seines Landes geworden ist. Holbergs Satire trägt indes so sehr den Charakter der Gradheit und Lauterkeit und ist mit soviel behaglicher Wohlhomie versetzt, daß sie überall mehr eine erheiternde und poetische als verletzende Wirkung übt. Neben Holberg darf Ch. Falster († 1752) genannt werden, der durch leicht hingeworfene satirische Zeichnungen mit jenem um den Kranz rang.

In Rußland begegnet uns der aus der Moldau stammende, in den schöngestigen Salons von Paris literarisch gebildete Fürst Kantomir († 1744), der die französische nüchterne Korrektheit in die russische Sprache und Literatur einführte und mit seinen Satiren als der erste russische Klassiker galt.

Wir haben nun noch einige deutsche Satiriker zu verzeichnen, die der Schlußperiode dieser Epoche angehören. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entbrannte jene berühmte literarische Fehde, welche man als den Kampf der Leipziger und der Schweizer zu bezeichnen pflegt und deren Inhalt sich dahin resumiren läßt, daß die leipziger Literaten, an deren Spitze Gottsched stand, die den Franzosen entlehnte, auf formale Korrektheit dringende Verständigkeit, die Schweizer dagegen, unter Bodmers und Breitingers Führung, die aus der Bekanntschaft mit der englischen Poesie gewonnene innere Lebendigkeit und Frische des Gefühls zum obersten Prinzip der Poesie erhoben wissen wollten. In diesem Streit, der zur Wiedergeburt der deutschen Nationalalliteratur wesentlich mitgewirkt hat, gesellte sich zu den Schweizern der kräftige Satiriker Ch. Ludwig Vischow aus dem Schwabenschen († 1760), der beste Prosaist dieser Zeit, der mit einer in Deutschland bis dahin unerhörten Schärfe des Spotts und der Ironie bald gegen die orthodoxen Theologen, bald gegen die pedantischen Gelehrten und Schulmänner, bald gegen die erbärmlichen Schriftsteller und kritischen Wochenschriften zu Felde zog. Seine derbe Satire und sein beißender Witz, die anfangs nur Gottscheds Günstlinge trafen, bald aber den Meister selbst nicht verschonten, erschütterten das Ansehen des anmaßlichen literarischen Diktators gewaltig. Vis-

cows Satiren, worunter die bedeutende „Vortrefflichkeit und Notwendigkeit der elenden Skribenten“ beitelst ist, würden gewiß noch heute mit Vergnügen gelesen werden, wenn sie nicht den Hauptfehler der Zeit, die allzugroße Breite, teilten, die aber nicht, wie meist bei seinen Zeitgenossen, eine Folge von Gedankensarmut ist, sondern in der Regel im Gegenteil aus der Fülle von Ideen fließt.

Ganz anderer Art waren die Satiren des Steuerrevisors Rabener (aus Wachau bei Leipzig, † 1771). Statt wie Vischow die Fehler und Gebrechen der Zeit, die den Entwicklungsgang der Nation hemmten, zu züchtigen, wendete sich Rabeners zahme Satire gegen einige Torheiten des geselligen Verkehrs der mittleren Klassen, und statt seine Geißel über die höheren Stände zu schwingen und die Quelle des Verderbnisses dem Volke kenntlich zu machen, richtete der vorsichtige, furchtsame Mann seine Angriffe gegen rohe Landjunker, aufgeblasene Pedanten, süße Dummköpfe, klatschende Frauen u. dgl., und zog, um jede persönliche Anspielung zu verhüten, alles ins breite und allgemeine; seine Redseligkeit spinnt den Faden so weit aus, daß er alle Farbe und Kraft verliert. Ohne Phantasie und Verständnistiefe, ohne Kühnheit und Schärfe, klebte Rabener an der langweiligen Alltäglichkeit des bürgerlichen Lebens. Darum blieb auch der friedliebende, gutmütige Mann und heitere Gesellschafter ruhig und unangefochten in seinem Amt, während Vischow im Gefängnis schmachten mußte, aus Amt und Besoldung entlassen wurde und in Dürftigkeit starb. Immerhin hatte auch Rabeners Satire ihre heilsame Wirkung und manche seiner Satiren lesen sich noch jetzt angenehm.

Auch der geistreiche Schüler Gottscheds, der Mathematiker Kästner aus Leipzig (1719—1800), dessen Epigramme voll treffenden Wizes sind, kann noch den Satirikern dieser Zeit beigezählt werden. Auch in der Fabeldichtung dieser Zeit, welche besonders von Hagedorn, († 1754), Gellert († 1766), Lichtwer († 1783) und Pfeffel († 1809) gepflegt wurde, sehen wir manche satirische Rakete aufsteigen.

Wir können diese Epoche nicht abschließen, ohne auch der Satire in der bildenden Kunst gedacht zu haben, die in diesem Zeitraum besonders gepflegt wurde. Die älteste Form derselben mag sich wohl in Karrikaturen*) der leiblichen Gestalt, besonders der Physiognomie behufs persönlicher Verspottung geäußert haben, wie wir denn schon aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. eine karrikierende bildliche Darstellung erwähnt haben. (Vgl. den Artikel im vor. Jahrg. Nr. 45: Die Satire der Alten.) Je mehr sich die Kunst aus ihrer technischen und geistigen Gebundenheit zu einer freieren Behandlung und Auffassung erhob, desto breiter wurde auch das Feld der Satire, welche sich der Zeichnung, Malerei und Reliefplastik bediente, um durch bildliche Darstellung von Persönlichkeiten oder Szenen aus dem Leben Personen und Stände, Verhältnisse und Zustände zu geißeln und dem Geächter preiszugeben; wobei sie besonders durch die symbolische Behandlungsweise unterstützt wurde. Schon als das Mittelalter zur Reife ging, wurde die Kloster- und Weltgeistlichkeit, deren Lächerlichkeit den Spott mächtig herausforderte und, wie wir bereits gesehen haben, in satirischen Schriften stark zerzaust wurde, durch allerlei Karrikaturen lächerlich gemacht und nach ihrem verderblichen Treiben gekennzeichnet (der Esel in der Mönchskutte oder mit rotem Kardinalshut, der Fuchs als Moralprediger auf der Kanzel u. dgl. sind häufig vorkommende Figuren) und in der Reformationszeit besonders wurde Pinsel und Meißel als wirksame Waffe gegen Rom und die Alexisei gehandhabt. So z. B. zeichnete Manuel, der beißende Possendichter und Karrikaturenzeichner, eine Auferstehung Christi, worauf man statt der kriegerischen Hüter des Grabes Pfaffen sieht, die es sich mit ihren Dirnen wohl sein ließen und nun aufgeschreckt fliehen. Auf einer Tapete war Papst Leo X. dargestellt, wie ihn Luther

*) Von dem italienischen caricare überladen, indem die Karrikatur die individuellen Eigentümlichkeiten übertreibt, um komische Wirkung zu erzielen.

und Calvin Klystiren und zwar so stark, daß er ganze Reiche von sich gibt. Michel Angelo selbst rächte sich an einem Kardinal dadurch, daß er einem der Verdammten auf seinem jüngsten Gericht dessen Pilge gab und Papst Clemens, gegen den sich der Kardinal beschwerte, fertigte ihn mit dem Bonmont ab: „Ich kann nur aus dem Fegfeuer erlösen.“ Nach dem Heraustrreten aus dem schwärmerisch-andächtigen und hierarchisch-despotischen Mittelalter mischt sich die Karrikatur und die darstellende Satire überhaupt auch in andere Fragen und Konflikte der Gesellschaft. Sie dient dem Adel gegen das Volk, dem Volk gegen den Adel, beiden gegen die Fürstengewalt und umgekehrt und sie spielt seit dem 16. Jahrhundert in allen öffentlichen Angelegenheiten eine wichtige Rolle. Sie ist Flug- und Schmähschrift in Bildern.

Auch an den verschiedenen Erscheinungen des gesellschaftlichen Verkehrs und der Mode läßt die darstellende Satire ihren kaustischen Witz aus. Sie stellt die menschlichen Schwächen und die Gebrechen der Zeit in drastischer Weise dar, bald ihre Torheit, bald ihre Schädlichkeit grell beleuchtend. Als Vertreter dieses satirischen Genres ist besonders der Niederländer Jan Steen († 1679) zu nennen, der seine Laune vorzugsweise an komischen Ehepaaren, Ärzten und Quacksalbern ausläßt. Noch weit mehr satirische Schärfe zeigt der berühmte Zeichner, Maler und Kupferstecher William Hogarth aus London († 1764), der die Albernheiten und Laster der gesellschaftlichen Zustände, die hinter der äußeren Glätte des fashionablen Lebens schlummernde Falschheit und Lüge in mehreren Cyklen von Gemälden und Radirungen mit bitterer Ironie und schneidendem Hohn geißelt. So z. B. schildert er in einer Reihenfolge von sechs Blättern „das Leben einer Buhlerin“, in einer andern von acht Blättern „das Leben eines Lüderlichen“. Nächst diesen sind am berühmtesten „der Jahrmart in Southwark“, „die Punschgesellschaft“, „der unglückliche Dichter“, „die Komödianten in der Scheune“. Ferner erschienen von ihm: „der wütende Musikanter“, „die Heirat nach der Mode“ (wovon die Bilder für die Nationalgalerie angekauft sind), „die Folgen des Fleißes und des Müßigganges“, „die Grade

der Grausamkeit gegen Hunde“ und andere Darstellungen, welche die Rehrseite der gesellschaftlichen Zustände jenes Jahrhunderts mit scharfer Charakteristik hervorheben und durchhecheln. Die deutsche Literatur besitzt in den Erklärungen der Hogarth'schen Gemälde (bez. Kupferstiche) von dem witzigen Göttinger Mathematiker und Physiker Lichtenberg, der auch die theologischen und physiognomischen Phantastereien Lavaters und dessen hochtrabende, bombastische Sprache persiflierte († 1799), einen geistreichen Kommentar der Hogarth'schen Werke, der den tiefen Blick seines Verfassers in das Seelenleben des Menschen bekundet.

Auch gegen Ausschreitungen in Literatur und Kunst wendet die darstellende Satire ihren Stachel, z. B. gegen die mitunter haarsträubenden Anachronismen mancher Maler.*) Eine derartige Satire ist das dem Rembrandt zugeschriebene, ehemals in Trier befindliche Gemälde der Aufopferung Jsaks. Abraham hat statt des Schlachtmessers eine Pistole in der Hand. Schon ist der Hahn gespannt, aber da er abdrücken will, bereitet ein Engel das Opfer dadurch, daß er die Zündpfanne durch dieselbe physiologische Aeußerung naß macht, durch welche Swifts Gulliver im Lande Lilliput den brennenden Palast der Königin löscht und wodurch er sich einen Hochverratsprozeß zuzog.

*) Die meisten Anachronismen kommen bei den mittelalterlichen Malern aus deutschen Schulen vor. Besonders reich an solchen sind die Werke der kölnischen Schule des Meisters Wilhelm, von denen die alte Pinakotek in München mehrere bewahrt. Eines der bedeutendsten Bilder dieser Schule ist der Tod der Maria. Die sterbende Gottesmutter liegt auf einem großen altdeutschen Himmelbett, ein Dominikaner hält ihr ein Kreuzifix vor, ein Kapuziner betet aus einem Buche, ein Geißlicher in vollem Ornat steht mit Weihwasserfessel und Wisch daneben, zwei Meßbuben halten brennende Kerzen, ein dritter bläst pausbädig die Kohlen im Rauchfaß an und am Fußende des Bettes beten Nonnen eifrig den Rosenkranz. Auf dem Kirchhof zu Offenbürg ist eine Gefangennehmung Christi im Relief ausgehauen, bei der die römischen Soldaten Flinten tragen und auf dem Titelblatt eines alten in Luzern gedruckten Buches über das „Duwadtrinken“ sind Christus und Josef mit aus ihrem Munde gehenden Redestrahlen abgebildet. Christus hält einen rauchenden Kolben und fragt:

Josef, willst du Duwad han?

und Josef antwortet:

I nit Duwad rauchen kann.

Meerleuchten.

Von Dr. B. Langkavel.

Den Lesern, welche im verflossenen Jahre ihre Sommerfrische an der Nordsee nahmen, mögen die nachfolgenden Zeilen zur Erinnerung an den herrlichen Naturgenuß dienen, jenen aber, die desselben bisher noch nicht teilhaftig wurden, eine freundliche Aufforderung zur Reise an jene Gestade sein, von denen unbefriedigt wohl niemand heimkehrt.

Wenn abends gegen 9 Uhr vom Steindamm Ostendes sich schnell die Kunde verbreitet: phosphorescence de la mer (Meerleuchten), dann kann man in verschiedenen Sprachen vernehmen, wie unvergleichlich schön, wie imponant das Meerleuchten dort auftritt. Badegäste auf Helgoland bewundern bei jedem Anschlägen der Blutwellen das aufflackernde Wetterleuchten, die glimmenden Spuren der Fußstapfen im Lande; in Norderney steigt man dann in die leuchtende Flut, und wie feurige Perlen rollen leuchtende Tropfen über die schimmernden Gestalten. An der „Alten Liebe“ Cuxhavens, jenem ehrwürdigen, in das Meer hinausgebauten Bollwerk von Pfählen, zerstieben funkenprühend die glühenden Schaumköpfe der Wellen wie feuriger Regen. Aber eine Eigentümlichkeit der Nordsee oder des Kanals ist das Meerleuchten keineswegs. Aus mehr als 400 Reiseberichten konnte im Jahre 1833 schon der berühmte Mikroskopiker Ehrenberg nachweisen, daß diese Erscheinung in allen Meeren auftritt, ob im kalten Norden, im Mittelmeer und seinen Teilen oder in der Nähe des Gleichers. Möge mir der Leser gestatten, aus meiner Sammlung von Reiseberichten während der letzten Dezzennien solche hervorzuheben, welche fast von selbst ihn zu der am Schlusse gegebenen Erklärung hinführen.

Im atlantischen Meere, ungefähr in der Breite von Gibraltar, beobachtete der kürzlich verstorbene Zoologe Buchholz (Reisen in Westafrika. S. 33), daß jene leuchtende Erscheinung vornehmlich durch Copepodentiere hervorgerufen wurde. Eine Pontella schwamm gleich sprühenden Feuerfunken im Meerwasser, das in ein Gefäß gegossen war, eine Pelagia leuchtete brillant, jedoch nur bei Berührung; sie bildete im Fahrwasser des Schiffes gleichsam phosphorescierende Feuerklumpen. In der Nähe der Azoren rollten nach Hartung (Die Azoren. S. 13) majestätisch faustgroße hellleuchtende Kugeln im Meere. Nach einem starken Regen war nach Soyaux (Aus Westafrika. I, 17) südlich von Madeira das Leuchten in der Nacht unbeschreiblich schön. Bei Tage war keins der leuchtenden Tiere aufzufinden. Dieselbe Beobachtung, daß mit der Morgendämmerung die Tiere verschwinden, machte auch Egel (Erdbumsegelung der schwedischen Fregatte Eugenie. II, 287) in der Nähe von St. Helena. Von den in der Nacht aufgefangenen Tieren versuchte man eine Speise zu bereiten, die zwar nicht übel schmeckte, aber doch keine Ähnlichkeit mit dem chinesischen Trepang besaß. Am Rio San Domingo in Westafrika leuchtete das Meer nach der Schilderung Aimé Oliviers, Vicomte de Sanderval, aus diesem Jahre (De l'Atlantique au Niger. S. 8) überall bläulich, die hineingesteckte Hand zeigte beim Hervorziehen leuchtende Punkte; gegen 3 Uhr morgens verschwand das Leuchten. Unser deutsches Kriegsschiff „Gazelle“ fuhr allabendlich vom 4. Juli an wie in einem Feuermeer. Im Kielwasser leuchteten neben kleinen, mit grünlichem Lichte aufblitzenden Punkten größere Körper bald in

bedeutenderer, bald in geringerer Tiefe. Das als eine grün-gelbe Kugel intensiv leuchtende Pyrosomatier behielt sein Licht noch eine Viertelstunde nach dem Herausheben aus dem Wasser. Eine Alcyonarie leuchtete plötzlich wieder lebhaft auf, als sie mit Spiritus begossen wurde. Lichtpendende Infusorien bemerkte man diesmal nicht. In der Nähe der Congomündung waren es wiederum große Büge von hell leuchtenden Pyrosoma, die ziemlich nahe der Oberfläche schwammen, und das Kielwasser gleich einem breiten leuchtenden Streifen. Zwei Tage später befanden sich die Tiere in größerer Tiefe, waren viel weniger zahlreich, ihr Licht strahlte diffus. Am Strande von Tschintschotjcho (Voango-Expedition. II, 2) leuchtete der Boden unter den Triten von unzähligen Leuchtthieren, und das ganze sich überstürzende brausende Wasser der Brandung erschien magisch hell. Stundenlang fuhr M. Buchner (Reise durch den stillen Ozean) an der Ostküste Südamerikas durch Schwärme hellfunkelnder Pyrosoma.

Im südlichen Zeile des indischen Ozeans strahlte v. Willmoes-Sahm, dem leider auf der englischen Challenger-Expedition verstorbenen deutschen Zoologen, die See in der Nähe der Insel St. Paul wie ein Feuermeer entgegen. Hier riesen sehr viele Noctiluca-Tiere, die das Wasser ganz schleimig machten, das Leuchten hervor, und große Feuerwalzen glänzten im Kielwasser mit lebhaft grünem Lichte. Auch Lehner (Um die Erde. S. 83) fuhr im indischen Ozean wie durch ein Feuermeer, das milliarden phosphorescirender Infusorien, Leuchtqualen und Leuchtkrebse hervorbrachten. Hielt man eine hellbrennende Lampe in die Nähe des Wassers, so wurde das Leuchten in höherem Grade erregt; das Lampenlicht genügte, um auf weite Strecken ein bläulich grünes Feuermeer zu schaffen mit hunderten großer heller Knoten. Wurde die Lampe verdeckt, so wurde nach wenigen Minuten alles dunkel. Eines Abends, so erzählt v. Desterreicher (Aus fernem Westen und Osten. S. 16) blitzte ein intensives Leuchten unter dem Bord des Schiffes auf, von einer Stärke, als ob ein Blaufeuer abgebrannt würde; und nach und nach begann es allerorten zu leuchten, so daß der ganze Horizont nur ein einziges Lichtmeer bildete, das erst nach 15 Minuten erlosch. Den nächsten Tag entdeckte man als Lichtverbreiter eine kleine Gattung von Garulenkrebse, und es wurde ersichtlich, daß ihr Leuchten eine Reflexerscheinung ist, hervorgebracht durch das intensive Licht einer Kabinenlampe, deren Lichtreiz das Leuchten der Tiere hervorrief. Nach Klunzingers häufigen Beobachtungen gehört im roten Meere das allgemeine Seeleuchten zu den Seltenheiten. Doch konnte der berühmte Afrikareisende Schweinfurth (Zeitschr. f. allg. Erdkunde. Bd. 18, S. 297) sich an dem ungewohnten Anblick des Meeres ergötzen, das an der brandenden Blutmarke wie von zahllosen hellen Funken übersät war. Die an den Händen haftenden Lichtpunkte von sehr verschiedener Größe und Intensität schienen ihm aber nicht Infusorien zu sein, welche aus eigener Willenskraft ihre innern feinorganischen elektrischen Lampen anzündeten, um in der übrigen, sie völlig ignorirenden Schöpfung auch einmal ihr Licht leuchten zu lassen, sondern die zahllos im Meerwasser an der Küste verteilten faulenden Reste von Fischen und Conchylien, die bei Tage dem menschlichen Auge nicht wahrnehmbar, bei Nacht ihr bläuliches Phosphorlicht ausstrahlten.

Im großen Ozean fand der oben erwähnte M. Buchner, und ebenso Nagel (Aus Mexiko. S. 20) zwischen San Franzisko und Akapulko, das Leuchten nie bedeutend; aber Graf v. Görz (Reise um die Welt. I, 35) beobachtete es hellausleuchtend in der Bai von Panama, und ein englischer Reisender (Journal of Geogr. Soc. 1864. p. 98) sah brillantes Ausleuchten großer feuriger Massen nahe der Duskybai auf Neuseeland. Zwischen Manila und den Palauinseln fuhr Semper (Die Palauinseln. S. 20) drei Tage lang in so dichten Schwärmen von Pyrosoma, daß selbst beim Wassererschöpfen mit Eimern häufig die fast einen Fuß langen Tiere gefangen wurden, und Nachts leuchteten alle diese myriaden von Wesen in so zauberhaftem Lichte, daß, eine Sommernacht bei Helgoland ausgenommen, er nie ähnliches sah. v. Rosenberg (Der malayische Archipel. S. 64) schreibt: Ent-

zückend ist bei Pandang der Blick in die Tiefe bei dunkler Nacht, wenn alle diese Meerbewohner aussehen, als wären sie von hellem Lichtglanz umgeben, während überall leuchtende Punkte, Sternen gleich, im dunkelblauen Meere erscheinen und verschwinden. Wie prachtvoll auch im ochozischen Meere diese Erscheinung auftritt, wissen wir ja längst durch Erman.

Im südlichen Eismeere beobachtete Bellinghausen in der tiefen Dunkelheit der Nacht südlich von der Kergueleninsel das Leuchten der See, das er in höheren Breiten noch nicht wahrgenommen hatte. Im nördlichen Polarmeere, südlich von Grönland, finden sich die ozeanischen phosphoreszirenden Tiere in solcher Menge, daß man nachts einen deutlichen Lichtstreifen im dunklen Kielwasser erkennen kann, und Scoresby segelte weite Strecken in „green water“, d. h. in einem Meere, dessen Farbe von blau in grüngelb verändert war durch die zahllosen Tierchen.

Wenden wir uns nun schließlich nach dem Meere der „alten Welt“, dem Mittelmeer und seinen Teilen. In der Nähe vom Kap Alto erblickte einst Karl Ritter alles mit faustgroßen Leuchtugeln illuminirt. Noch hatte keiner der Passagiere und der Marinari darauf geachtet; diesen war es ganz gleichgültig, jene bekümmerten sich nicht um den Natureindruck. Der Kapitän fertigte ihn kurz mit der Bemerkung „effetto fosforico“ ab. Erst als Ritter ihnen mittheilte, daß Tiere diesen effetto hervorbrächten, wurde das Interesse etwas rege; aber so eingewurzelt war das Vorurteil, daß er den Kapitän nicht zu bewegen vermochte, durch Matrosen mit Eimern solche Leuchtugeln schöpfen zu lassen. Wir gaben abichtlich diese Stelle in ihrer Vollständigkeit, weil vielleicht mit darauf zurückzuführen ist, daß wir in den Schriftstellern der Griechen und Römer keine genauen Nachrichten über das Meerleuchten antreffen. Auf der Seefahrt nach Patmos beobachtete v. Schubert (Reise in das Morgenland. III, 404) an mehreren Abenden hintereinander ein glänzendes Phosphoresziren. Auch Feldmarschall v. Moltke (Briefe, S. 72) erfreute es häufig bei Smyrna. Helle Funken klebten an den Rudern und wirbelten am Steuer. „Ganz eigen ist es, wenn man dabei badet; man ist wie in Licht und Feuer eingewickelt.“ Das schwarze Meer hat gleichfalls Leuchtthiere aufzuweisen. Als Ehrenberg im Sommer 1858 in Neapel weilte, bemerkte er, daß jede Bewegung des Wassers mit dem Ruder oder Stock, sogar jede Handbewegung sogleich millionen Funken gaben, die so dicht beisammen aufblitzten, daß sie in einen zusammenhängenden Feuerchein verschwammen. In einem leinenenbeutel konzentrierte sich die Lichtsubstanz, die ohne Ueberreibung geschmolzenem, glühenden Metall gleich. Das abfließende Wasser war lichtlos. Eine genauere Besichtigung mit 300maliger Vergrößerung ergab, daß die ganze große Erscheinung von unberechenbar zahlreichen Tierchen geschaffen wurde. Von massenhaften, der Lichterscheinung adäquaten schleimigen Stoffen, wie sie einst Humboldt (Reise, II, 306) und oben Schweinfurth beobachtet haben wollten, war durch das Mikroskop nichts zu sehen.

Mit wohlbedachter Absicht haben wir im obigen solche Stellen ausgewählt, die zugleich zur Erklärung des anscheinend so wunderbaren Phänomens dienen können. Weder durch den Lichtstoff Robert Boyles, noch durch das elektrische Fluidum Forsters, das durch Anschlagen der Salzmolesküle des Meerwassers gegen die Metallplatten des Schiffes sich erzeugen sollte, noch durch die Phosphoreszenz faulender organischer Stoffe, die als milchige Substanz auf der Oberfläche schwimmen, läßt sich das Meerleuchten erklären, denn jene milchige Farbe löst, wie das Fernrohr die Milchstraße in zahllose Fixsterne, so hier das Mikroskop in myriaden kleiner Tiere auf, die nur dem unbewaffneten Auge so weißlich erscheinen, wie das Blut rot.

Ähnlich wie in den wärmern Teilen Europas die sogenannten Johanniswürmchen als „Diamanten der Nacht“ ein entzückendes Schauspiel darbieten, wie in Südamerika manche Käfer so hell leuchten, daß man seine Schrift dabei lesen kann, daß die Indianer sie bei ihren nächtlichen Reisen an die Schuhe binden,

daß auf Kuba sie als Kopfpuz für die Balltoilette in den dunkeln Locken der Damen dienen: gerade wie diese Tiere willkürlich durch Bewegung der Bauchringe eine Steigerung der Lichtintensität hervorbringen, gerade so ist es auch mit den leuchtenden Tieren des Meeres, deren es so viele Arten gibt, daß man, um einen prägnanten Ausdruck Karl Vogts zu gebrauchen, besser täte, der Zeitersparnis halber nur die nicht leuchtenden aufzuführen.

Wie Leben und Nahrungsquellen auf der Erde überall, so sind verborgene Nahrungsquellen auch im Meere in überreichlicher Masse vorhanden. An einem Tage wurden in der Kieler Bucht 240000 Heringe gefangen, die in ihren Magen wenigstens 2400 Millionen Tiere von einer einzigen Krebsart hatten. Im Meere bei Island fängt man ungeheure Mengen Dorsche, deren Nahrung aus unzählbaren Krebsen besteht, die dort in einer Tiefe von 100—120 Fuß sich aufhalten, weil sie in jenen Tiefgründen von myriaden kleinster Seetiere sich

nähren können. Und wovon leben diese? Kommen nun die letzteren an die Oberfläche des Meeres und mit ihnen die, welche sie verspeisen, so bringen sie willkürlich und freiwillig das Leuchten hervor, welches mechanische und chemische Reize, wie z. B. ein Platzregen, der das Salzwasser verdünnt, steigert und schließlich den Ozean in ein Feuermeer verwandeln können. Wenn nun einige Beobachter sahen, wie die leuchtenden Massen allmählich aus der Tiefe an die Oberfläche stiegen, wenn wiederholt auf dem tiefen Meeresboden des mexikanischen Golfs Leuchtthierchen deutlich erkannt wurden, sind wir dann nicht gezwungen, unsere Vorstellung über die Dunkelheit und nachtartige Finsternis der Meeresstiefe, die ja von den Sonnenstrahlen nicht tief erhellt wird, dahin abzuändern, daß es auch in den größten Tiefen keineswegs an Licht fehlt, vielmehr periodische, vielleicht sogar stetige oder wechselnde helle Lichterscheinungen den augensührenden Tieren zuhülfe kommen und die Nutzbarkeit ihrer Augen beweisen?

Eine Idylle im Erdbeben.

(Siehe Illustration S. 304—305.)

Unter diesem Titel brachte die „Neue Welt“ vor längerer Zeit mehrere Aufsätze, welche das tragische Schicksal des berühmten französischen Schriftstellers und Konventsmitgliedes Camille Desmoulins und seiner schönen Gattin Lucile darstellten. Unser Bild zeigt das interessante Paar in seiner Häuslichkeit. Draußen in den Straßen branden die Wogen der Revolution; das Volk bildet Kette vor den Läden der Fleischer und Bäcker und wer weiß, ob nicht durch eine der nächsten Straßen die gefürchteten Karren rasseln, die eine Helatombe Unglücklicher zu der unerfättlichen Guillotine bringen. Denn die Zeiten, da Camille Desmoulins sich noch in jedem Vorwärtstürmen befand, sind längst vorüber. Die Revolution ist in die Phase der „Schreckenszeit in der Schreckenszeit“ getreten und das Tribunal, das mit unbedingten Anhängern Robespierres besetzt ist, schlachtet in blindem Fanatismus alle, denen die schwarze Suppe Robespierrescher „Tugend“ nicht schmeckt. Der „Unsterbliche“ steuert der Diktatur zu, die ihm nie ganz werden kann, so lange Danton noch lebt; ein Zusammenstoß der beiden wird unvermeidlich. Danton veranlaßt seinen Freund Camille Desmoulins in seinem Blatte „Der alte Cordelier“ das Schreckenssystem anzugreifen, was mittelst einer geistreichen Travestie jenes Kapitels des römischen Geschichtsschreibers Tacitus geschieht, wo die Schreckenszeit Roms unter seinen Kaisern geschildert ist. Die Machthaber des gewaltigen Wohlfahrtsausschusses vermuten Dantons Eingebungen hinter der scharfen Feder Camille Desmoulins und der Schlag gegen Danton und seinen Anhang wird vorbereitet. Die Mitglieder der regierenden Ausschüsse geben ihre Zustimmung, die von ihnen lange geschützten und von Robespierre gehaßten Hebertisten zu opfern, während Robespierre den von den Ausschüssen gehaßten Danton opfert, im Innern froh, den gefürchteten Nebenbuhler los zu werden. Danton und Desmoulins, die in bitterem Kriege mit den Hebertisten gelebt, glauben nicht, daß Robespierre es wagen wird, seine Hand an solche Revolutionsmänner wie sie zu legen; „sie werden es nicht wagen,“ sagt Danton wiederholt und Desmoulins teilt die Sorglosigkeit seines Freundes. Zu dieser Zeit, da das Beil des Revolutionstribunals schon über ihren Häuptern schwebt, sehen wir Camille und seine reizende Frau noch in heiterem Lebensgenusse. Die Jakobiner haben ihn ausgestoßen, Robespierre hat ihm seine Freundschaft so gut wie gekündigt, der Wohlfahrtsausschuß hat ihn im Konvent angreifen lassen — alle diese Vorböten des kommenden Sturmes sind nicht geeignet, die Leichtblütigkeit und Sorglosigkeit Camilles zu verdrängen. Ein Freund ist gekommen, ihn zu warnen und ihm anzuzeigen, daß ein Angriff der Regierung gegen ihn erfolgen wird. Der Freund ist der General Brune, dessen Verbindungen ihm schon gestatten, über die Pläne der Regierung unterrichtet zu sein.

Brune, vor der Revolution Buchdrucker, war einer jener Soldaten, die den Marschallstab im Tornister trugen; die große Umwälzung trug ihn rasch empor und er war 1793 schon General. Später war er einer der ersten Marschälle Napoleons und wurde 1815 bei den Orgien der Restauration in Avignon in schauerhafter Weise ermordet, da man ihn für einen der Mörder der Prinzessin Lamballe hielt. Aber Camille Desmoulins, inmitten seines Familienglücks, hatte keine Lust, den düsteren Warnungen Gehör zu schenken. Er hat seinen kleinen Horace auf seine Knie genommen, blickt dem Kind in die Augen, hält es in die Höhe, der Kleine lacht fröhlich, die schöne Lucile lacht dazu — wer wollte da an das Revolutionstribunal denken? Und schließlich wird es Robespierre doch auch nicht so schlimm meinen! War er doch täglicher Gast Camilles; er hat den Heiratskontrakt von Camille und Lucile unterzeichnet und hat den kleinen Horace hundertmal zärtlich auf seinen Knien geschaukelt. Wie könnte er diese Häuslichkeit voll Glück, Liebe, Zärtlichkeit, Schönheit und Geist zerstören wollen? Was soll der Tod in diesem Kreise, wo alles in Jugend strahlt und glücklich lächelt? So scheint sich die Magd des Hauses zu fragen, der beim Anblick der beiden glücklichen Gatten das Herz aufgeht. Die schöne Lucile ist eben so unempfindlich gegen die Warnungen des Freundes wie ihr Camille. Seit fünf Jahren lebt man in den Stürmen der Revolution; warum heute gerade sich aufregen und Befürchtungen zulassen? Der Freund entfernt sich traurig und niedergeschlagen. Er kennt den „Unbestechlichen“ besser. . . . Wenige Tage noch und der Blitz hat in die glückbesonnte Häuslichkeit geschlagen. Zweimal fällt das Beil des Henkers und wimmernde Waisen, weinende Gestalten, zwei ungekannte Gräber sind alles, was von so viel Jugend, Schönheit, Geist, Glück und Glanz geblieben ist.

* * *

Ob schon Danton, Camille Desmoulins und ihre Freunde mehrfache Warnungen erhielten, ob schon man ihnen verschiedene Zufluchtsörter anbot, ließen sie doch ganz untätig ihr Geschick über sich hereinbrechen. War es Sorglosigkeit? Glaubten sie nicht an den Ernst ihrer Gegner? Hielten sie den Kampf gegen den Wohlfahrtsausschuß von vornherein für aussichtslos? Am 31. März (10. Germinal) 1794 wurden sie Nachts auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses verhaftet; man riß Camille Desmoulins aus den Armen der in Tränen zerfließenden Lucile. Aus dem Gefängnis schrieb er jene Briefe an seine Frau, die erhalten sind und die vielleicht das rührendste Denkmal aller Zeiten bilden für den Kampf eines warmen Menschenherzens zwischen Liebe und Tod. Die Innigkeit, welche diese Briefe atmen, würde ein Dichter, und sei er noch so groß, vergebens zu



Camille Desmoulins im Kreise seiner



schaffen suchen; sie schuf der furchtbare Ernst des Dramas, das die beiden zärtlichen Gatten verschlang. Der Verlauf des Prozesses gegen Danton und Genossen ist bekannt. Mehrere Tage hielt die donnernde Stimme des gewaltigen Volksredners die revolutionäre Justiz auf. Die Menge wurde aufgeregt, als sie diese bekannte Stimme vernahm; man vernahm zahlreiche Aeußerungen zu Gunsten der Angeklagten und einige Gefangenen im Luxemburg, darunter der Hebertist Chaumette und der General Dillon, die Verbindungen nach Außen hatten und stündlich ihre Anklagen erwarten mußten, beschloßen dies zu benutzen. Sie setzten sich in Verbindung mit Lucile, die verzweifelnd und wehklagend um das Gefängnis ihres Mannes schweifte und die hoffnungslosesten Versuche zu dessen Rettung unternahm, und schlugen ihr vor, sie solle sich unter das Volk stürzen und es zur Befreiung von Danton und Desmoulins aufrufen. Sicherlich wäre eine solche Unternehmung gegenüber der Stärke der Regierung ohne Erfolg gewesen. Der Plan wurde verraten und beschleunigte nur das Verderben. Lucile Desmoulins wurde in der Nacht verhaftet und die Regierung benutzte die sogenannte Verschwörung, um vom Konvent ein Dekret zu erlangen, nach welchem die Angeklagten vor dem Revolutionstribunal des Rechts der Verteidigung für verlustig erklärt werden konnten, sobald sie „die Nationaljustiz beleidigten“. Von diesem Dekret machte man denn auch sogleich Gebrauch und so wurden die Angeklagten verurteilt und hingerichtet.

Wenige Tage darauf erschien auch Lucile Desmoulins vor dem Revolutionstribunal. Ihre Mutter hatte sich vergebens an Robespierre gewandt. Man hatte Lucile zugleich mit der Frau Heberts, einer früheren Nonne, vorgeführt; sie wurden beide verurteilt. Lucile starb mit bewunderungswürdigem Mute; dies zarte Wesen beschämte manchen Mann durch ihre Festigkeit

im Tode. Treffend sagt Lamartine: „Luciles Tod war das bewährteste Blatt des alten Cordelier.“

In den Memoiren des Henkers Samson findet sich eine ergreifende Darstellung einer Zusammenkunft Samsons mit den Eltern Luciles. Diese, die vermögende Leute waren, boten dem Henker eine große Summe Geldes an, wenn er ihnen einige der von Lucile im Gefängnis hinterlassenen Gegenstände, ihre vor der Hinrichtung abgeschnittenen Haare u. s. w. verschaffen wolle. Der Henker, der sich nur mit persönlicher Gefahr in das Haus einer geächteten Familie wagen konnte, war von Luciles Erscheinung so stark ergriffen worden, daß er auf den Vorschlag einging und den untröstlichen Eltern, welche die hilflosen Kinder des hingerichteten Gattenpaares zu sich genommen hatten, die letzten Andenken Luciles überbrachte.

Die Hinrichtung Luciles brachte den Gewalthabern keinen Nutzen, wohl aber großen Schaden. Man war empört, diese zarte und reizende Gestalt mit ihrem noch kindlichen Antlitz auf dem Henkerkarren durch die Straßen fahren zu sehen; indem man hörte, wie sie in den zärtlichsten Tönen nach ihrem Gatten und nach ihren Kindern rief, konnte man sich nicht überzeugen, daß sie ein „Verbrechen gegen die Nation“ begangen habe. Es gab Konventsmitglieder, die Rache schworen, wie z. B. Fréron, welcher Lucile eine heiße Verehrung gewidmet hatte, dessen Rache nach dem 9. Thermidor aber nichts weniger als eine edle war. Wenn Danton gerufen hatte: „Ich ziehe Robespierre nach, er folgt mir!“ so erfüllte sich dies schon nach kurzer Zeit. Am 5. April fiel Dantons Kopf, am 10. Juli derjenige Robespierres.

„In der Person Luciles traf der Tod nicht die Meinung, sondern die Natur,“ sagt ein französischer Schriftsteller. Ganz richtig; das Weib hatte in ihr keine Partei, sondern nur die Schönheit, die Jugend und die Liebe getroffen und ein solches Verbrechen rächt sich immer, gleichviel von wem es verübt wird.

Serena.

Eine venetianische Novelle von Max Vogler.

(11. Fortsetzung.)

Ein Schritt, welcher der Marchesa deutlich dartat, daß es ihrem Gemahl mit seiner Einwilligung in die Verbindung zwischen ihm und Serena ernst sei, war bereits geschehen. Serena hatte den Vater jetzt schon wenigstens zur Erfüllung der Bitte vermocht, das von ihr zärtlich geliebte Schwesterchen Camillos herbeirufen zu dürfen. Am dritten Tage, nachdem die Stahlstichlopie jenes Gemäldes in den Palaß gekommen, hatte die Kleine zum erstenmal wieder ihren Fuß über die Schwelle des letzteren gesetzt.

Das eiligste, was die Kleine Adele nach der freudigen Aufregung der ersten Augenblicke that, war, daß sie ein sorgfältig zusammengefaltetes Papier aus der Tasche hervorzog und mehrere Briefe, die sie darin eingehüllt hatte, Serena überreichte.

Während das erste der von Serena mit hastigen Händen ergriffenen Schreiben noch ganz die süße Schwärmerei für die Geliebte aus sprach, gelangte in dem zweiten schon eine ängstliche Besorgnis über das von Serena auf jenes beobachtete Schweigen zum Ausdruck, und in den folgenden erschien diese Besorgnis nun vollends in leidenschaftlichster Weise bis zum höchsten Grade gesteigert. Der Schreiber derselben zweifelte zwar nicht im geringsten an der unverbrüchlichen Treue und unbeeirraren Ausdauer der Geliebten, aber er fürchtete, daß man vielleicht dem von beiden Seiten unterhaltenen Briefwechsel auf die Spur gekommen, und daß man sie nun aufs peinlichste bewache, daß man ihr vielleicht neues Ungemach bereitet, und dazwischen endlich auch hatte sich die allein der Wirklichkeit entsprechende Befürchtung, Serena möge vielleicht krank sein, eingeschlichen. Begreiflicherweise trug zur immer heftiger das Herz Camillos beklemmenden Pein dieser Besorgnisse nicht wenig die diesem von der Schwester gewordene Mitteilung bei, daß sich Serena schon seit Wochen nicht mehr zur Entgegennahme der gewohnten Briefe bei ihr eingefunden. Hatte sich nun Camillos

infolge dieser Umstände eine derartige Aufregung bemächtigt, daß er schließlich den gefährlichen Schritt, an Serena unter ihrer unmittelbaren Adresse zu schreiben, zu wagen geneigt war, so ließ ihn doch die gänzliche Ungewißheit, ob jene überhaupt zur Zeit in Venedig weilte und die unüberwindliche Angst, daß sein Schreiben in andere Hände geraten und dadurch nicht allein nur für Serena sehr unangenehme Folgen haben, sondern auch vielleicht vollends jede Möglichkeit einer schließlichen günstigen Wendung der obwaltenden schlimmen Verhältnisse abschneiden könne, immer und immer wieder nicht zur Ausführung dieser Absicht kommen.

Vor der schmerzvollen Bewegtheit dieser letzten Briefe schwand der Hauch seliger Freude, der beim Empfang derselben über Serena gekommen, und das Bewußtsein, daß er aus banger Sorge keine Ruhe finde, während sie sich in der wieder für sie aufgehenden Sonne des Glücks erwärme und in süßen Gefühlen froher Erwartung sich in eine nahe schöne Zukunft hineinträumte, marterte sie peinvoll. Nein, das durfte nicht sein, — durchdrang es sie im tiefsten Innern — er sollte wenigstens wissen, daß sie noch mit gleicher Innigkeit ihres Empfandens seiner gedachte, und mochte sie sich dabei des dem Vater gegebenen Versprechens auch noch so sehr erinnern, — das wollte sie ihm in jedem Falle sagen! . . . Sie brauchte ihn ja nicht gleichzeitig von all dem inzwischen Vorgefallenen zu unterrichten, sie brauchte ihn dabei nicht zu sofortiger Rückkehr veranlassen zu wollen und würde dadurch den Wünschen ihres Vaters immerhin gerecht werden. Aber daß schwere, wochenlange Krankheit die Schuld an ihrem Schweigen trage, daß er ruhig sein könne, daß alles noch gut werden würde und daß er in den nächsten Tagen ausführlichere Nachrichten von ihr erwarten dürfe, — das wollte, — das mußte sie ihm mitteilen in kurzen Worten, und zwar ohne alles Zögern und Säumen, sogleich — — —

Und sie nahm wirklich die Feder zur Hand um zu schreiben, — nur wenige Zeilen wollte sie auf das Papier bringen; aber sie legte nach einigen Strichen den Griffel wieder beiseite, denn sie vermochte nicht fortzufahren, ohne zugleich der übermächtigen, ihr ganzes Wesen in quellender Frische selig emporhebenden Freude über die gütige Wendung des Geschicks ungestümen Ausdruck zu verleihen, ohne alles zu verraten, in warmer Lebendigkeit zu erzählen und ihn so möglicherweise, — nein, ganz gewiß, gegen des Vaters ausdrücklichen Wunsch zu schleunigster Rückkehr zu veranlassen. Und es schien ihr doch als ein großes Unrecht, das diesem gegebene Wort ohne sein Wissen zu brechen. . . . Warum aber auch brauchte sie ohne Wissen des Vaters zu handeln? — Durfte sie ihm denn nicht mitteilen, in welcher banger Sorge und Unruhe der arme Camillo schwebte, und würde er dann nicht ganz gewiß selbst wünschen, daß sie ihn ohne Bögen aller Besorgnisse enthebe? — Ihre Gesundheit hatte sich ja in den letzten Tagen wieder so sehr gekräftigt, sie war zusehends frischer und munterer geworden, so daß es schien, als wäre von dem Augenblick an, wo der Sehnsucht ihres Herzens Erfüllung verheißen ward, jeder weitere Krankheitskeim in ihr erstickt worden und neuer Lebensodem in ihre Brust gekommen.

Und sie ließ den Vater zu sich bitten und fiel ihm um den Hals und flehte ihn an; — er konnte diesmal nicht widerstehen, und noch an demselben Tage ging, von Serenas Hand geschrieben, ein langer Brief voll freudigsten Inhalts, welchem der Marchese auch seinerseits ein freundliches Schreiben an Camillo folgen ließ, nach Rom ab. Serena zählte nun vollends die Stunden bis zu dem Tage, an welchem der Geliebte ihrer Berechnung nach wieder in der Lagunenstadt eintreffen mußte. Denn daß er ohne allen Aufschub, ohne sich auch nur Zeit zu nehmen, vorerst seine Angelegenheiten in Rom zu ordnen, zu ihr zurückkehren würde, diese Gewißheit gab ihr die laute und überzeugende Stimme ihres Herzens.

Aber doch schien diese Stimme sie zu täuschen; denn schon waren dem in unsäglicher Ungebuld harrenden Mädchen drei Tage verflossen, und Camillo kam nicht. Und statt ihn, wie sie gehofft, in ihren Armen zu halten, preßte sie am Abende dieses dritten Tages mit bebender Hand ein kleines Papier an ihr krampfhaft zuckendes, ungestüm pochendes Herz. Das Rouvert, welches diesen einzigen Bogen umschloß, hatte den Poststempel „Rom“ getragen, und Serena hatte es mit zitternder Hand und mit umso größerer Besorgnis geöffnet, als die Schriftzüge der Adresse nicht den Charakter der Handschrift Camillos besaßen, sondern ihr völlig unbekannt schienen. Und es waren ihr in der That fremde Schriftzüge, gleich denen, welche in dem Briefe selbst ihr vor Augen traten. Serena erschrak bis ins Herz hinein.

Die Schrift brachte ihr die traurige Botschaft, daß Camillo jetzt seinerseits durch ein körperliches Leiden verhindert sei, selbst an sie zu schreiben und daß er dieses daher von fremder Hand tun lassen müsse. Freilich war die Beruhigung hinzugefügt, daß es nur ein leichtes, sicherlich sehr bald gehobenes Unwohlsein sei, welches ihm verbiete, Rom sogleich zu verlassen; freilich auch drückte der Brief die größte Freude des Geliebten darüber aus, daß sich alles wider Erwarten so gut gefügt, ohne natürlich, wie es Camillo wohl bei dieser Mitteilung durch fremde Hand angemessen schien, die vorher obwaltenden Umstände näher zu berühren, und endlich noch enthielt das Schreiben die Versicherung, daß er sobald, als es ihm sein Zustand nur irgend gestatte, nach Venedig zurückkehren werde und daß sie sich bis dahin in keiner Weise um ihn zu sorgen brauche; aber sie bemerkte diesen tröstlichen Teil des Inhalts fast gar nicht, und nur die traurige Gewißheit, daß er durch Krankheit von sofortiger Abreise zurückgehalten werde, trat in den Vordergrund aller ihrer Gedanken.

Und er muß sehr krank sein — redete die Angst in ihr — sonst würde er doch wohl diese wenigen Zeilen haben selbst schreiben können, und gewiß bin ich Schuld daran — warum auch habe ich mich durch die Wünsche des Vaters hindern lassen,

ihm sofort, nachdem ich mich dazu im Stande fühlte, zu schreiben, — ja, ganz sicherlich, mein langes Schweigen hat ihn zu sehr geängstigt, hat ihn in zu große Aufregung versetzt, Schmerz und Pein haben ihn auf das Lager geworfen, — wer weiß, ob nun noch zu helfen ist, ob er je wieder genesen kann, — o Gott! wenn er sterben würde — — —

Sie ließ die Stirn auf die Kante des Tisches, an welchem sie saß, nieder sinken, ihre Tränen netzten das feine Spizengewebe, welches über die schwere Damastdecke desselben hingebreitet war. Dann schnellte sie empor und ging mit hastigen Schritten durch das Zimmer, blieb dann wieder stumm stehend und richtete rasch entschlossen das Haupt in die Höhe, als sei sie plötzlich zu einem Entschluß, was sie in dieser Lage am besten tun solle, gekommen. Sie wollte nach Rom, an sein Krankenbett, ihn warten und pflegen, — vielleicht, daß sie so noch gut machen konnte, was sie, wie sie sich immer wieder einredete, verschuldete. Sie mußte sofort die nötigen Anstalten treffen, der nächste Zug schon sollte sie nach Rom bringen. Der Vater würde nichts dagegen einwenden können, wenn er den ihr eben zugekommenen Brief gelesen, sollte er es doch, so würde sie sich diesmal ganz gewiß nicht halten lassen, nein, ganz gewiß nicht, sondern nur nach ihrem eigenen Willen handeln.

Es kostete wirklich dem Marchese die außerordentlichste Mühe, sie von dieser Absicht zurückzubringen und sie einigermaßen zu beruhigen; er machte ihr Vorwürfe, daß sie es nicht bei seinem ersten Wunsche, noch zu warten, bevor sie ihm schreibe, habe bewenden lassen wollen. Sie sollte sich vor allem ja nicht mehr aufregen, da sonst ein Rückfall in ihre Krankheit und dann gewiß das schlimmste zu befürchten wäre. Aber auch dann noch schwankte sie, ob sie diesen eindringlichen Bitten folgen oder nicht dennoch vielmehr ihren vorigen Entschluß zur Ausführung bringen sollte. Dann endlich begnügte sie sich wenigstens damit, ihm eiligst in einem langen, zärtlichen Briefe ihre Sorge auszusprechen, ihn auf das dringendste zu bitten, zu beschwören, ihr unverweilt die volle Wahrheit über sein Befinden mitzuteilen, ihr ja nicht auch das Kleinste zu verhehlen, etwa um sie zu schonen. Vor allem möge er, wenn es nur irgend anginge, selbst schreiben, um dadurch ihre Besorgnisse zu vermindern, — im andern Falle aber werde sie so schnell wie möglich zu ihm kommen, um seine Wärterin und Pflegerin zu sein.

Nun wartete sie wieder in peinvoller Ungebuld auf das Eintreffen weiterer Nachrichten von ihm und hätte durch ihre ungestüme Angst fast auch die Schwester Camillos, die jetzt wieder täglich zu ihr kam und von einer Krankheit des Bruders nicht die leiseste Kunde hatte, in die äußerste Besorgnis versetzt. Die bittersten Selbstvorwürfe, die schlimmsten Befürchtungen wollten keinen Augenblick von ihr weichen, sie konnte, so oft ihr der Marchese auch immer wieder Trost zusprach, so sehr sie sich selbst zu beherrschen suchte, nicht zur Ruhe kommen, der langsame, träge Zug der Stunden erschien ihr wie der ziellose, geisterhafte Schritt einer Ewigkeit. . . .

Noch einem anderen glühenden Frauenherz im Palazzo della Sponda dünkte der Stundenlauf zu schleppend und säumig. Die Marchesa saß in ihrem Zimmer, gelangweilt und nachlässig in eine Ecke des rot sammetenen Divans zurückgelehnt, mit der auf der Lehne des letzteren ruhenden Rechten das Haupt gestützt, während die andere zierliche Hand schlaff über die weichen Falten ihres Kleides herabhing und mit den zarten Fingern nur mühsam ein goldberändertes Buch zu halten schien, in welchem die hohe Frau noch eben zerstreut geblättert und gelesen hatte.

Der Graf von Larente hatte seit dem Tage, an welchem er durch die Marchesa über die durchaus veränderte Gestaltung der Verhältnisse unterrichtet worden war, die Schwelle dieses Zimmers nicht wieder überschritten und war während dieser Zeit überhaupt nicht in den Palast gekommen. Und sie hatte sich doch in der süßen Hoffnung gewiegt, ihn gerade in diesen letzten Tagen, bevor sich alles „erfüllen“ mußte, recht oft bei sich zu sehen. Sie wollten mitstammten Pläne überlegen, in den heiteren Bildern einer rosigen Zukunft schwelgen, in zärt-

lichem Getändel ihre Empfindungen und Gefühle immer tiefer und wonniger in einander verstricken, — gleich der wollüstigen Träumerei, mit der in süßem, weichflutenden Dämmer der dufberauschte, von schwüler Luft durchhauchte Sommerabend in die selig geheimnisvolle schauernden Entzückens trunkenen Nacht hinübergliht. So hatte sie sich wenigstens gedacht.

Wo er nur bleiben mochte, — nicht einmal durch eine Zeile hatte er sie wissen lassen, was ihn so lange von ihr fern hielt, man hörte und sah nichts von ihm, so daß man ihn für verschollen hätte halten können, — war das nicht nachlässig, nicht grausam von ihm? — Sie hätte ihm zürnen können. . . Und in der That preßte die schöne Frau die frischen, feingeschnittenen Lippen wie leise schmolzend zusammen.

Auch sie schwebte in sorgenvoller Unruhe, auch sie wurde von Ungeduld gequält und hatte für alles, was außer ihr im Hause geschah, was die Herzen der anderen bewegte, nicht Sinn noch Empfindung. Nur die Mitteilung des Marchese, gegen den sie während der letzten Wochen kühler denn je gewesen, daß Camillo von Winter, da er unwohl sei, noch nicht aus Rom zurückkehren könne, und daher die in Vorbereitung begriffene Verlobungsfeierlichkeit voraussichtlich noch um kurze Zeit hinausgeschoben werden müsse, nahm sie mit einiger Aufmerksamkeit auf, da sie gleichwie Serena befürchtete, die Krankheit könne eine ernsthaftere sein und die für die allernächste Zukunft in Aussicht genommene Verbindung der beiden verzögert werden, was immerhin auch ihre Pläne und Hoffnungen zu durchkreuzen vermochte. Denn so bestimmt sie auch wußte, wie schwer sich der Graf von Serena beleidigt fühlte, so sehr sie auch daran glaubte, daß er jetzt jeden Gedanken an sie gewaltsam aus dem Herzen verbanne und so fest die Bande waren, die sich seit jenem Abend bei der Gräfin Pyrene um sie selbst und ihn geschlungen, so erschien es ihr doch wünschenswerth, daß die tatsächlich zwischen Serena und Camillo vollzogene Verbindung den Grafen jede etwa in seinem Herzen wieder aufsteigende Neigung zu derselben von vornherein zurückdrängen hieß, weil sie die leicht zu erregende, zur Wandelbarkeit geneigte Natur des Grafen nur zu gut kannte, um nicht ein Wiederaufflammen seiner Leidenschaft für Serena für möglich zu halten.

Um ihren Gedanken nachzuhängen, verbannte sich die junge Frau während dieser Tage freiwillig in ihr Gemach, und manchmal nur, wenn sie drunten Schritte hörte, fuhr sie hastig empor, und ein halb ängstlicher, halb wonnevoller Schauer rieselte durch ihren Leib. Dann glitt sie wieder enttäuscht in die Ecke ihres Sophas zurück oder ging nachlässigen Schrittes an den Flügel und phantasierte. Die goldene Pendüle über der mahagonibraunen, spiegelblanken Etagère, schlug freilich eintönig langsam Stunde um Stunde; aber die Zeit schien in der That still zu stehen im Palazzo della Sponda, die marmornen Mauern des Kolosses träumten atemlos in sich hinein, — bange Stille und drückende Schwüle waltete und lag allenthalben — die Stille und Schwüle vor Gewittern. . . .

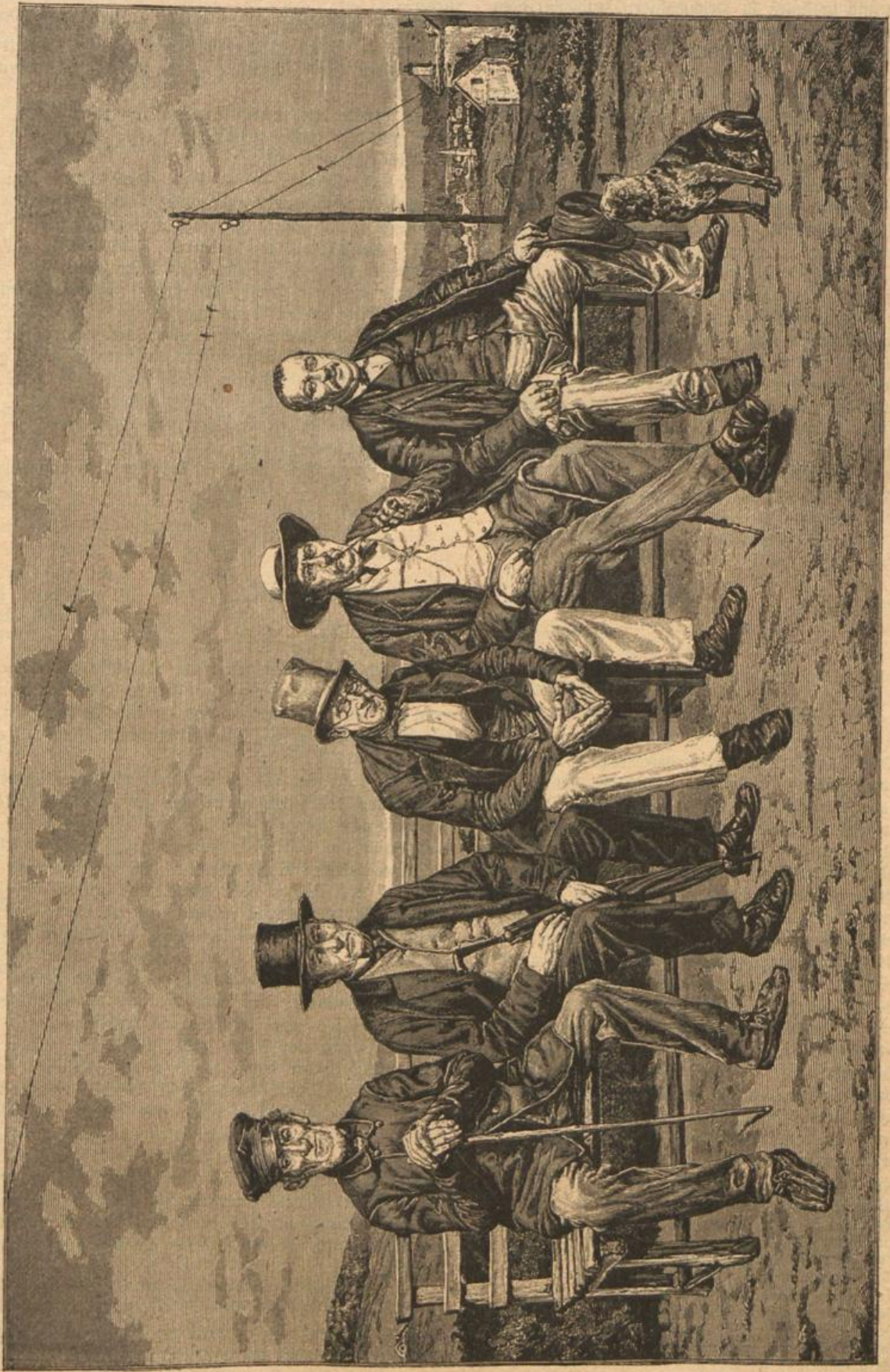
Ueber das Gesicht Serenas war eine glühende Röte geschossen, als sie zum erstenmal ihr eigenes Bild in lebenswarmer Gestaltung und verkürter Schönheit in dem Gemälde Camillos geschaut, und sie wäre, als sie laut klopfenden Herzens den Blick darauf hingelenkt, fast mit einem Aufschrei höchsten Entzückens zu Boden gesunken. Sie hatte ein ähnliches Gefühl gehabt, wie es wohl das Herz eines Mädchens überkommt, wenn der Geliebte mit begeisterten Worten das Lob ihrer Schönheit gesprochen, daß sie ihm vor edler Scham den Finger auf den Mund legt, um ihm Schweigen zu gebieten, — nur noch viel tiefer und unendlich seliger, alle Gluthen des Herzens entfachend und dieses in wonnevollen Tummel süßer Trunkenheit hinweisend. Sie hätte Camillo um den Hals fallen mögen, um ihm unter Küßen und Tränen zu danken für all seine Liebe, durch die er das seligste Leben in ihrer Seele erweckt, — aber wie sie dann die Augen wieder über die glänzenden Farben gleiten ließ, ließ es ihr mit einemmale eisig kalt durch das Herz. Er, der es aus innerstem, edelstem Drange geschaffen, er wollte ja ferne, und sie wußte nicht, ob sie ihm je wieder in die

Augen sehen und ihn an ihre Brust drücken durfte. Die Furcht, daß er nicht wieder genesen würde, schlich wieder mit aller Bängnis an sie heran; sie fragte sich, wie und warum sie noch leben solle, wenn er gestorben, und sie kam sich neben diesem glanzvollen, farbenreichen Bilde ihres eigenen Selbst vor wie ein Schatten, der kaum Berechtigung mehr zum Leben habe, sie erschrak jetzt fast vor ihm, es schien ihr, als ob sie eine geheime, unerklärliche Macht von dannen ziehe, in halt- und gestaltlose, seltsam bewegte Dunkelheit hinausschob, als rief jemand leise ihren Namen, dem sie folgen müsse, — weiter, weiter, — immer weiter, unsicher umhertastend, wie von schwimmender Luft unter ihren Füßen getragen. Vielleicht hatte er es so gewollt — kam ihr jetzt der wunderliche Gedanke — vielleicht verlangte er mit ihr zu sterben und hatte als letzte That, zum ewigen Gedächtnis seiner Liebe und ihrer Schönheit, durch himmlischen Zauber gefeit, diese wunderbare Schöpfung hervorgebracht, und sie verstand ihn nicht, sie weilte in Ungewißheit und Ungeduld vor diesem Rahmen, der ihr irdisches Bild in verkürter Erscheinung umschloß, und vor dem sie sich wie ein wesenloses, schattenhaftes Nichts erschien, — eine leere, tote Form, die eine schönere, höhere Gestaltung aus dem Leben verdrängt; sie fing plötzlich an allen Gliedern zu zittern an, kalter Schweiß brach ihr überall aus den Poren, sie taumelte wie im Fieber oder als sei ihr tödtliches Gift in das Blut geträufelt, das den Schlag ihres Herzens hemmte und ihn langsam aufhielt, und die Sinne schienen ihr schwinden zu wollen. Dort, die Wimpern an den Augen begannen sich zu bewegen, die Lippen fingen an sich zu regen, und das Haupt neigte sich hin und her, das ganze Bild begann zu atmen, — jetzt neigte es sich vornüber, der Rahmen löste sich langsam vor ihm ab und glitt lautlos zu Boden; es trat auf sie zu, und nun würde der frische blutwarme Mund zu reden beginnen, er würde ihr sagen, was sie selbst nicht verriet; — die schmalen, zarten Finger der weißen Hand würden sie berühren, und sie würde bewußtlos zusammensinken — — da sah sie ihn, den Geliebten, neben sich stehen und sie vorwurfsvoll und bittend zugleich ansehen, ihr seine Hand reichen und sie vorsichtig und sorgsam auf grundlosem, unsichtbar hin und her geschobenen Pfad von dannen führen — — Sie schlug plötzlich beide Hände vor das Gesicht und bedeckte damit ihre Augen, — sie wollte es nicht mehr sehen, das wunderbare Bild, so sehr ängstigte und schreckte sie dieses Doppelsein, zu welchem sie durch dasselbe verzaubert schien. . .

Allein das war nur eine Folge ihres nervös gereizten Empfindens, der kaum bis zu noch größerer Höhe zu steigenden Erregung ihres Wesens, ein verworrenes, wunderliches Spiel ihrer Gedanken, ein krankhafter Anfall, der vorüberging. Dann kamen wieder ruhigere Augenblicke, in denen sie wehmütig liebevoll das Gemälde betrachtete, darin, gleichwie in den Darstellungen drunten im Marmorfaal, ein teures, unschätzbares und darum sorgsam zu hütendes Werk des Geliebten sah und im Geiste den Pinselstrichen nachging, die seine Hand auf der Leinwand getan.

So in der Dämmerstunde des Tages, an welchem sie von Camillo Antwort auf ihren zweiten an ihn gerichteten Brief zu erhalten gehofft hatte. Jede Nachricht war bis jetzt ausgeblieben, ihre Sorge wurde immer lebhafter, schmerzlicher.

Nun war auch der letzte Lichtschimmer, wie draußen, so in dem einsamen Gemach erloschen, und Serena erhob sich, um das Fenster, welches jetzt abendlich kühleren Hauch hereindringen ließ, zu schließen. Einen Augenblick nur lehnte sie sich hinaus, um auf die frisch knospenden, leise vom Winde bewegten Blätter, in denen sich wieder regte von Flügelschlägen und Lieberklängen, herniederzusehen. Sie schien noch nicht geneigt, ihrer stillen Träumerei zu entsagen, sondern entzündete vielmehr zwei große, silberne Armlenker, stellte sie vor das Gemälde, daß ihr heller Schimmer voll und klar auf die glänzenden Farben desselben fiel, — dann glitt der schlanken, schönen Leib an dem vorigen Plaze wieder langsam auf das Polster des Lehnstuhls nieder und ihre Blicke gingen wie vorher, ohne sich abzuwenden, auf dem Bilde her und hin. Kaum hob ein Seufzer zuweilen ihre Brust.



Spießbürger. (Seite 315.)

Die weißen, bis auf den Teppich des Zimmers herab= leuchtenden Gardinen waren zusammengezogen; das herrliche Bild leuchtete in zauberischem Glanze von der Wand herab, die Kerzen glühten und brannten in gleichmäßigen, ruhigen Flammen, — es waltete eine ernste, heilige Stille in dem einsamen Gemach, als gelte es der weihewollen Andacht für einen — Toten.

Die beiden, die jetzt langsamen, geräuschlosen Schritts hereintraten, schienen diese ernste Stille, diese weihewolle Andacht nicht stören zu wollen; denn sie blieben an der Tür, die sich eben so sacht und ohne den leisesten Laut hinter ihnen geschlossen hatte, stehen und sahen stumm auf die brennenden Kerzen und das schweigende im Fauteuil ruhende Mädchen hin. Dann tauschten sie raschen, halb verwunderten, halb verständnisvollen Blick, und einen Moment schien der eine, der Jüngere von ihnen, noch zu zögern, ob er das wunderbare Bild stören solle. Plötzlich aber trieb stürmisch pochender Herzschlag ihn vorwärts; ohne sich weiter um den neben ihn Stehenden zu kümmern, stürzte er auf die einsame Träumerin zu und sank laut aufjubelnd vor ihr in die Knie. Und wie von plötzlichem Schreck erfaßt zuckte diese heftig zusammen. Dann tönte laut ein Name von ihren Lippen, ihre Augen leuchteten in trunkenem Entzücken auf den vor ihr Knieenden nieder, sie streckte die Arme aus, beugte sich tief hinab, nahm sein Haupt zwischen ihre beiden bebenden Hände und küßte ihn in stürmischer Glut auf den Mund.

Dann richtete sie sich plötzlich wieder empor, schaute ihn mit

schreckensbleichem Antlitz an, ergriff in wilder Hast seinen rechten Arm, daß er, wie von jähem Schmerz erfaßt, zusammenfuhr, und beugte sich in leidenschaftlicher Besorgnis wieder zu ihm nieder.

„Aber, mein Gott,“ — fragte sie mit angstvoll bebender Stimme — „was ist dir geschehen? — Du trägst den Arm in der Binde, Camillo — du zitterst, wie wenn es dich schmerzte“ — — —

Er drückte den rechten Arm fest an seine Seite, während er sie mit dem linken zu umfassen suchte und sie noch tiefer zu sich herniederzog.

„Nichts, Serena, — — laß!“ sagte er mit Anstrengung, als wolle er noch immer andauernde heftige Schmerzempfindung unterdrücken, und schloß ihr mit einem heißen Kuß die Lippen.

Die Kerzen auf den silbernen Armleuchtern glühten und brannten in ruhigem, gleichmäßigen Licht immer fort, und über das hold verklärte Antlitz der hohen, schönen Mädchengestalt auf dem Bilde an der Wand ging es wie seliges Lächeln himmlischen Glücks. Der Marchese aber, der vorhin mit Camillo von Winter über die Schwelle des einsamen Gemachs geschritten war, sah feuchten, dankbaren Blicks auf das Gemälde hin und legte segnend seine Hände auf der beiden Häupter:

„Die Liebe geleite euch jetzt und immerdar!“ — sagte er mit bewegter, von Tränen erstickter Stimme. Dann faltete er die Hände und blieb lange in stummer Nahrung neben ihnen stehen. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Was man meint und wie man urteilt.

Eine Plauderei von Bruno Geiser.

Soviel Verdienste du dir erwirbst,
Soviel dir Gut und Mut beschieden,
Wenn du es mit den Philistern verdirbst,
Dann wehe deinem Frieden!

So behauptet Paul Heyse. Ob er wohl recht hat? Jedenfalls hält er die Philister für äußerst gefährliche Leute. Wer sind diese Gefährlichen und weshalb sind sie gefährlich? Es fällt mir nicht ein, mich auf gelehrte Untersuchungen, wie die Bezeichnung Philister entstanden ist und auf wen sie zunächst angewendet wurde, einzulassen. Es ist mir sogar nicht um eine Feststellung zu tun, was für Leute heutzutage von der Mehrzahl meiner verehrten Landsleute als Philister angesehen — meist über die Achsel angesehen werden. Im Gegenteil: nur was für Individuen nach der Meinung des Schreibers dieser Zeilen selbst diese Bezeichnung verdienen, die nirgend als Ehrentitel gilt, das will ich hier entwickeln und dabei zeigen, daß diese Individuen, so unbedeutend jeder für sich auch ist, in der Tat so gefährlich sind, wie Paul Heyse andeutet, ja sogar noch sehr viel gefährlicher, als er in ein paar kurzen Versen zum Bewußtsein des Lesers zu bringen vermochte. Ich werde mich möglichst deutlich ausdrücken, dem „guten Räte“ Heinrich Heines folgend, der dieser Welt- und Menschenkenntnis Ausdruck gibt, da wo er mahnt:

Gib ihren rechten Namen immer
In deiner Fabel ihren Helden.
Wagst du es nicht, ergeht dir's schlimmer, —
Zu deinem Efelbilde melden
Sich gleich ein Duzend grauer Loren:
„Das sind ja meine langen Ohren!“
Ruft jeder, „dieses gräßlich grimmige
Gebreie ist ja meine Stimme!
Der Efel bin ich! Obgleich nicht genannt,
Erkennt mich doch mein Vaterland,
Mein Vaterland Germania!
Der Efel bin ich. 3-A! 3-A!“
Hast einen Dummkopf schonen wollen,
Und zwölfte sind es, die dir grollen.

Demgemäß bekenne ich ohne alle Umschweife: unter Philistern verstehe, hasse und verachte ich alle die geistesträgen Menschen,

welche sich nicht unausgesetzt die redlichste Mühe geben, sich einen Vorrat wohlbegründeter Urteile über Welt und Mitmenschen selbst zu schaffen und in allen wesentlichen Bezügen nur nach diesen geistig selbst erworbenen Urteilen zu handeln und zu leben.

Noch sehr viel nötiger und sehr viel segensreicher als die Abschaffung des Ertrages auf die großen kapitalstarken Mittel der modernen Produktion wäre die Abschaffung des Ertrages auf fertige, in bestimmte Formen gegossene, verknöcherte oder versteinte Urteile. Wohlverstanden: ich verlange nicht den Verzicht auf das Wissen oder die Einsicht unserer Vorfahren — ich bin auch weit davon entfernt, zu wünschen, daß man die Ansichten, Meinungen und Urteile der menschlichen Generationen, die vor uns sich durchs Leben geschlagen haben, ignorire oder unterschätze — beileibe nicht. Nur daß man sie auf Treu und Glauben hinnimmt, daß man die von den Vorfahren hinterlassene Weisheit ohne weiteres als wohl erworbenes Eigentum betrachtet, daß man davon zehrt und damit wuchert, seinem Nächsten gegenüber damit prahlt und prunkt, ihn dadurch belästigt und beschränkt, danach mißt, beredet, verlästert und verurteilt — wie aus allen Ecken und Enden, auf allen Bierbänken und Kanzeln, in ungelehrten und gelehrten Zeitschriften und Büchern, im ästhetischen Tee und nichtästhetischen Klub, bei allen Kaffeekränzchen und auf allen Rednertribünen geschieht — das erscheint mir als einer der schlimmsten Flüche unserer trotz aller Einbildung auf die Herrlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts kindisch unreifen Zeit und chaotisch verworrenen Kultur-gährung.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Was braucht man zu erwerben, was man besitzt? Wozu soll man sich mühen um die gebratene Taube, die so verständig ist, einem in das offene Maul zu fliegen?

Er wird wirklich meist für sehr schwer angesehen, solch ein Verzicht auf die schrankenlose Ausnutzung geistigen Erbtails.

Selbst Henry Thomas Buckle meint, nur „die mächtigsten Geister seien daran gewöhnt, ihre Gedanken neu zu ordnen,

und daher am fähigsten, neue Gedankenverbindungen aufzustellen. Bei ihnen sitzt der Glaube lose, weil sie sehr gut wissen, wie wenig Sicherheit wir selbst für manche unserer ältesten Glaubenssätze haben. Aber die durchschnittlichen, oder, ohne sie beleidigen zu wollen, die geringeren Geister, lassen sich durch solche Feinheiten nicht beunruhigen. Theorien, die sie einmal ernstlich ergriffen haben, können sie kaum je wieder loswerden, beehren sie oft mit dem Namen ewiger Wahrheiten und nehmen jeden Angriff auf sie als persönliche Beleidigung auf. Sie haben diese Theorien von ihren Vätern ererbt, betrachten sie mit einer gewissen kindlichen Pietät und halten an ihnen fest, als wären sie ein reiches Besitztum, welches niemand ein Recht hat, anzutasten.**)

Indessen ist es doch garnicht so schwer, sich von den Geistesreliquien unserer Vorfahren zu emanzipiren, wenigstens soweit, daß sie uns nicht leiten und mit unserer Hilfe nicht andere tyrannisiren oder zu tyrannisiren versuchen. Es handelt sich nur darum, daß das Verderbliche solcher Erbschaftsfruktifikation allen halbwegs vernünftigen Menschen klar werde; erinnere man jeden einigermaßen einsichtigen Menschen beständig daran, daß er sich vor seinen Nebenmenschen blamirt und daß er sich und andern nur schaden kann, ja schaden muß, wenn er alle nicht gründlich und von neuem geprüfte Meinungen und Urteile von Leuten, die vor ihm gemeint und geurteilt haben, auf Treu und Glauben hinnimmt und weitergibt.

Just unsere Zeit ist diesem Stück kulturnotwendiger Aufklärung ungemein günstig. Die Weltgeschichte kennt gar keinen Geschichtsabschnitt, während dem soviel von den geistigen Erbstücken der Völker, der gebildeten wie der ungebildeten, wissenschaftlich als verkehrt und töricht sich erwiesen hat, als in den letzten dreißig bis vierzig Jahren es geschehen ist. Dazu, daß eine Geistesrevolution sich vollziehen kann, die noch viel größerer und folgenreicher werden muß, als die mächtige Gedankenumwälzung, welche das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts über die Kulturwelt sich verbreiten sah, dazu ist gar nichts weiter nötig, als daß recht weite Kreise des Volkes von den sich jedem Denkenden mit aller Macht aufdrängenden Folgerungen aus der Tatsache solchen Werbens und Bergehens der menschlichen Geisteskräfte berührt und belehrt werden.

Bersehen wir uns einmal in unsere Kinderstube zurück und lassen wir ein teil der Weisheit Revue passiren, mit der uns, die damals, vor dreißig und mehr Jahren, etwa Acht- bis Zwölfjährigen die braven, gewiß wohlmeinenden, meist gar wohl zärtlich um unser Wohl besorgten Eltern und die guten, guten Großeltern zu erziehen bemüht waren.

„Grade gefessen, Junge,“ höre ich meinen Vater rufen, „nicht angelehnt, stramm, immer stramm, sonst wird der Buckel faul und krumm.“

Die Herren Lehrer in der Elementarschule und auf dem Gymnasium predigten daselbe Dogma des segensreichen Nichtanlehns.

„Mein Gott, mein Gott,“ zirpt mir noch die Zammerstimme meines Matematikprofessors aus Quarta und Tertia des ersten der beiden preußischen Gymnasien, die ich besucht habe, in die Ohren, „kümmt sich der unglückliche Mensch schon wieder an. Du sollst grade sitzen, immer kerzengrade — soll denn dein Rückgrat niemals fest und stark werden?“

Dieser unglückliche Mensch war natürlich ich. Nun, ich habe weiß der Himmel, wie ich dazu kam — vor Behauptungen, die meinen Bedürfnissen und Neigungen zuwider waren und nicht durch mir faßbare Gründe unterstützt wurden, niemals den mindesten Respekt gehabt; ich habe mich also auch, wo ich es nur irgend unbehelligt tun konnte, beim Sitzen angelehnt, sobald mir diese Stellung bequemer schien, als das Geradesitzen, bucklig bin ich aber nicht geworden und schwach ist mein Rücken auch nicht — im Gegenteil, — daß er leider lange nicht so schön ist, wie der des Apoll vom Belvedere, ist hauptsächlich dem

Umstande zuzuschreiben, daß er breiter und kräftiger ist, als notwendig, um dem klassischen Ebenmaße jenes Meisterwerks altgriechischer Bildhauerkunst zu entsprechen.

Heutzutage ist das Dogma von dem immer unangelehnt sitzen müssen der Schuljugend in der Kumpelkammer der überwundenen Vorurteile untergebracht, und man baut Schulbänke, die das Anlehnen möglichst bequem und angenehm machen.

Ein ander Bild! Ein kräftiger, eigenwillig dreinschauender Bursche ist allein im Zimmer. Draußen scheint die Sonne, aber es ist außerhalb des Hauses noch um wenigstens zehn Grad Réaumur kälter, als im geheizten Zimmer, denn der Dezember ist bereits hereingebrochen und der Winter hat schon mehr als einmal die Fenster mit seinen zierlichen Eisblumen überzogen. Der muntere, lebensfrohe Junge meint, da draußen wäre es doch tausendmal besser, als in der dumpfen, nur sehr sparsam gelüfteten Stube, aber da ihn das strenge Gebot der Eltern und die leidige Schularbeit an die Stube fesselt, so öffnet er wenigstens mit vieler Mühe die Doppelfenster, um der frischen Luft und den Sonnenstrahlen freien Eingang zu gewähren. Kaum hat er ein paar kräftige Atemzüge getan, da ertönt hinter ihm ein lauter Schrei. Die alte Tante, die in dem Zimmer nebenan haust, hat ihre Tür geöffnet, sie aber schnell wieder zuge schlagen, und schreit nun, vor Entrüstung und Entsetzen bebend, durch die Tür:

„Junge, nichtsnuziger Kerl, wirfst du wol augenblicklich die Fenster zumachen. Die kalte Luft muß dich ja umbringen und mir setzt der eisige Zug durch die Türrißen in meine Stube, daß mir die Füße schon ganz erstarrt sind. Du wirfst deiner armen Mutter das sündenteure Geld für Kohle und Holz ja geradezu zum Fenster hinaus — na warte, das sage ich der Mutter aber, wenn sie nachhause kommt.“

Und die gute Alte hält Wort — eine schmetternde Philippika wird vom Stapel gelassen, als die Mutter kommt und diese setzt dem „unglaublich ungezogenen Jungen“ dann sehr eingehend und nachdrücklich, aber trotzdem gar nicht überzeugend, auseinander, daß er sich eigentlich von Rechts wegen hätte zutode erkälten müssen, als er das Fenster geöffnet habe.

Mit Ausnahme des Jungen, der sich täglich viermal, auf dem Wege in die Schule und von da nachhause, lustig in freier Luft tummelt, sieht die ganze Familie, die Tante am meisten, bleich und ungesund aus und hüstelt den ganzen Winter, und das haben sie der vertrackten Großmutterweisheit zu danken, daß man im Winter ja so wenig wie möglich die Fenster öffnen dürfe, damit die „ungefunde kalte Luft“ nicht herein und die „schöne warme Stubenluft“ nicht hinaus kann und möglichst an Kohlen und Holz gespart werde.

Direkt und oft ziemlich rasch haben sie sich gemordet — die guten und so arg gecheiten Alten mit ihrer altersverschimmelten Geheith. Daß den ganzen Winter über ja kein Hauch frischer Luft in die niedrigen und engen Stuben komme, haben sie die Rahmen der Doppelfenster manch liebess mal mit Moosgürlanden belegt und jede, auch die kleinste Nize ängstlich verstopft, sodaß jeder Mensch ohne Vorurteil, aber mit gesunden Atmungs- und Geruchswerkzeugen, glaubte, er müsse sofort ersticken, wenn er in das also gehegte und gepflegte Zimmer trat.

Mit wieviel Liebe und Eifer haben sie auch ihre Kranken umgebracht, unsere biederen Vorfahren noch vor wenigen Jahrzehnten!

Das arme Köschchen hatte „Fieber“. Was konnte besseres geschehen, als sie in Federbetten bis über die Ohren vergraben und sie schwitzen lassen, schwitzen und immer schwitzen, womöglich vierzehn Tage lang, selbstverständlich auch bei ununterbrochen geschlossenen Fenstern. Gelegentlich ließ man dem armen Dinge noch zur Ader, setzte ihr Blutegel oder schröpfte sie, bis sie schließlich geduldig und sanft entschlummerte für immer.

„Na, wir können uns wenigstens damit trösten,“ sagten sich die weinenden Verwandten an dem Sarge der so früh aus dem Leben hinaus Gepeinigten, „daß wir unser Möglichstes getan haben!“

Gewiß — sie hatten ihr Möglichstes getan! Das im Grunde

*) Geschichte der Zivilisation, Uebersetzung von Ruge. Bd. II, S. 122.

ganz kräftige, durchaus gut organisierte Mädchen war garnicht leicht umzubringen gewesen, aber wenn sich zwei Aerzte und zehn Tanten und Onkels der „guten alten Zeit“ zusammentaten, um ein nur ein klein wenig krankes Menschenkind zu „retten“, dann mußte es eine Pferdekstitution, dazu noch ein Heiden- glück haben, wenn es mit dem Leben davon kommen wollte.

Ich könnte noch lange so fortfahren mit der Aufzählung von Vorurteilen und Irrtümern, die ihre Rolle als Perlen der Weisheit ausgespielt haben, und würde doch nicht fertig damit werden. Ich könnte auch auf Duzende von Irrtümern und Narrheiten hinweisen, die uns jetzt noch von der Wiege bis zum Grabe begleiten, mit uns leben und lieben, wachen und schlafen gehen, neben uns zutisch sitzen und uns tribulieren und malträtieren, aber da müßte ich eben auch die Grenzen, welche mir der in der „Neuen Welt“ für diesen meinen Aufsatz vorhandene Raum zieht, weit, sehr weit überschreiten, und dann würde ich einerseits mir hundert Entgegnungen und tausend Einwürfe und Bedenken, spöttelndes Achselzucken und tiefgehende Entrüstung zuziehen, sowie andererseits einem zweiten Kardinalfehler beim Urteilen Vorschub leisten, der dem ersten — dem auf Treu und Glauben Hinnehmen überkommener Meinungen und Ansichten — schnurstracks entgegengesetzt, aber nicht viel weniger verderblich ist,

nämlich der vielfach verbreiteten Manie, alles Neue, alles her- gebrachten Anschauungen Widersprechende, besonders das Kühn, oder, wenn man will, dreist Widersprechende mit Freunden zu begrüßen, gierig zu erfassen und es ebensowenig, wie andere das Ueberlieferte, zu prüfen, auf seinen Gehalt, seine Wichtigkeit und Zuträglichkeit zu untersuchen.

Prüfet alles und das Beste behaltet! Dieses alte Wort, das die Christenbibel, ich weiß im Augenblick nicht wo, entlehnt hat — entlehnt hat sie alles Gute und Richtige — kann man auch heute noch recht oft und eindringlich wiederholen. Laßt euch nicht umgarnen von dem Alten und nicht verblüffen von dem Neuen, sondern fühlt diesem wie jenem fest auf den Zahn, — das ist das beste Rezept, um zu gesundem, selbständigen Denken und Urteilen zu kommen.

Jetzt ist die Reihe zum Kopfschütteln über meine lezerischen Behauptungen an den Freunden des Neuen, des „genial Oppo- sitionellen“ auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens, das „so ungeheuer viel Gutes gestiftet, die Welt so ungeheuer weit und rasch vorwärts gebracht hat.“

Gemach, ihr Freunde! Freunde, denn — man wird mirs leicht glauben, denke ich — eine Schwäche habe auch ich für das Neue und seine Anhänger — — gemacht!

(Schluß folgt.)

Der Schwedeneinfall.

Erzählung von Otto Sigl.

I.

Nähe den oberbairischen Bergen liegt das schmutze Städt- chen Olonheim. Ein Fremder, der an einem der ersten Septembertage des Jahres 188... den freundlichen Ort besuchte, konnte sich zu seiner lebhaften Ueberraschung in die wildbewegte Zeit des dreißigjährigen Krieges zurückträumen.

Im Hof und Erdgeschosß des dem „Liederkrantz“, der vor- nehmsten Bürgergesellschaft, gehörenden Hauses hatte sich ein wahrhaft martialisches Treiben entwickelt. Eben war in den Hof ein Lastwagen gefahren, hochaufgepackt mit Sturmhauben, Brustharnischen und Lederkollern, Schwertern, Partisanen und Radschloßmusketen, sowie sonstiger noch aus den Tagen Gustav Adolfs- und Wallensteins herrührender Kriegsrüstung. Diese feltzame, aus der Sammlung eines benachbarten Grafen stam- mende Ladung wurde von den herbeigeeilten Bürgern und Bürgerknechten mit Jubel begrüßt und jeder suchte sich Waffen und Rüstzeug anzueignen.

In einem Zimmer des Erdgeschosßes saß um einen runden Tisch eine Anzahl von Männern zu eifriger Beratung vereinigt. Auf dem Tische lagen Historienwerke, sowie alte Abbildungen und neue, von Künstlerhand entworfene Skizzen von bürger- lichen Gewändern und Soldatentrachten aus der Zeit des dreißig- jährigen Kriegs ausgebreitet. Im Nebenzimmer war eine förm- liche Schneiderwerkstatt eingerichtet, worin Wämmer, Mäntel, Krausen und Feldbinden angefertigt wurden.

Auch in den Bürgerhäusern wurden von den jungen Frauen und Mädchen emsige Besprechungen mit den Näherinnen über die Auswahl eines passenden Kostüms gepflogen.

Diese nahezu fieberhafte Tätigkeit galt einem eigenartigen Feste, das um die Mitte des Monats in Olonheim begangen werden sollte und ingrunde eine verpödete Karnevalsbelustigung war. Das war folgendermaßen gekommen.

Alljährlich pflegten die jungen Olonheimer in den Fastnacht- tagen einen größeren Maskenumzug zu halten. Als nun in diesem Jahre wieder darüber beraten werden sollte, machte Georg Walter, ein junger Zinngießer, der seine Handlung zum Kunstgewerk zu erheben gewußt, einen originellen Vorschlag.

„Wie wäre es,“ nahm er das Wort, „wenn wir statt der abgedroschenen Wize und Mummereien einmal eine umfassende Idee zur Durchführung brächten? Sparen wir jetzt schon Geld zusammen und halten dafür ein vollständiges Kostümfest in günstigerer Jahreszeit. Wie oft hat es sich getroffen, daß die

Fastnachtstage abscheuliches Sudelwetter brachten und wir, Klap- pernd vor Frost, als echte und nicht nur als Fastnachtmarren im schmutzigen Schneewasser herumpatzten! Verlegen wir aber unser Kostümfest etwa auf den September, so wird der blaue Himmel und das fastige Grün ringsum unserer Lustbarkeit ganz anderen Rahmen verleihen. Mir schwebt schon ein Gedanke für ein solches Fest vor, das sich prächtig ausnehmen könnte. Ihr wißt alle, welch furchtbares und doch für unsere Voreltern so ehrenvolles Schicksal unserm Städtchen am Ende des dreißig- jährigen Krieges widerfahren ist. Nur wenige Monate noch vor dem Friedensschluß rückten die Schweden unter Wrangel, nach- dem sie die Kaiserlichen geschlagen, bis zum Inn vor. Ein Heerhaufe näherte sich auch Olonheim und verlangte von dem damals wohlbesetzten Städtchen Uebergabe auf Gnade und Angnade. Unsere wehrhaften Vorfahren waren aber nicht ge- wesen, sich leichten Kaufs der argen schwedischen Soldateska preiszugeben. Die Aufforderung zur Uebergabe ward abgelehnt und alle, die nur Waffen tragen konnten — Männer, Jüng- linge und Greise — rotteten sich zur Abwehr zusammen. Leider erwies sich die Zahl der Feinde als zu übermächtig. Nach heldenmütigem Widerstand drangen die Schweden von drei Seiten ein und die tapferen Bürger fanden fast alle den schönen Tod in Verteidigung der Vaterstadt. Diese glorreiche Episode aus Olonheims Vergangenheit wäre doch sicher ein lohnender Vor- wurf für ein Kostümfest, und es könnte Jung und Alt, wer irgend Lust hätte, daran teilnehmen. Wir Jungen müßten natürlich die Hauptrollen übernehmen, wenn Ihr einverstanden seid, Freunde!“

Freudig beistimmende Zurufe von allen Seiten bewiesen Georg, daß seine Anregung auf fruchtbaren Boden gefallen.

„Ich habe mir die Sache so ausgedacht,“ fuhr er fort. „Ein schwedischer Parlamentär erscheint vor der Stadt und wird ins Rathhaus geführt. Der hohe Rat beschließt Gegenwehr bis zum äußersten. Die Bürger eilen, sich zu waffnen und schaaren sich um ihre Führer. Sodann rücken die schon außerhalb der Stadt stehenden Schweden an und der Kampf entspinnt sich, bis am Marktplatz der letzte Widerstand der Bürger gebrochen ist. Zum Schluß vereinigen sich Schweden und Olonheimer zu frohem Gelage auf der Wiese neben dem Hofmaiterkeller, die in ein Lager umgewandelt wird. Gewiß werden sich auch die Frauen und Mädchen im Kostüm der Zeit beteiligen und wir Olonheimer können somit ein Fest feiern, von dem man noch lange reden soll!“

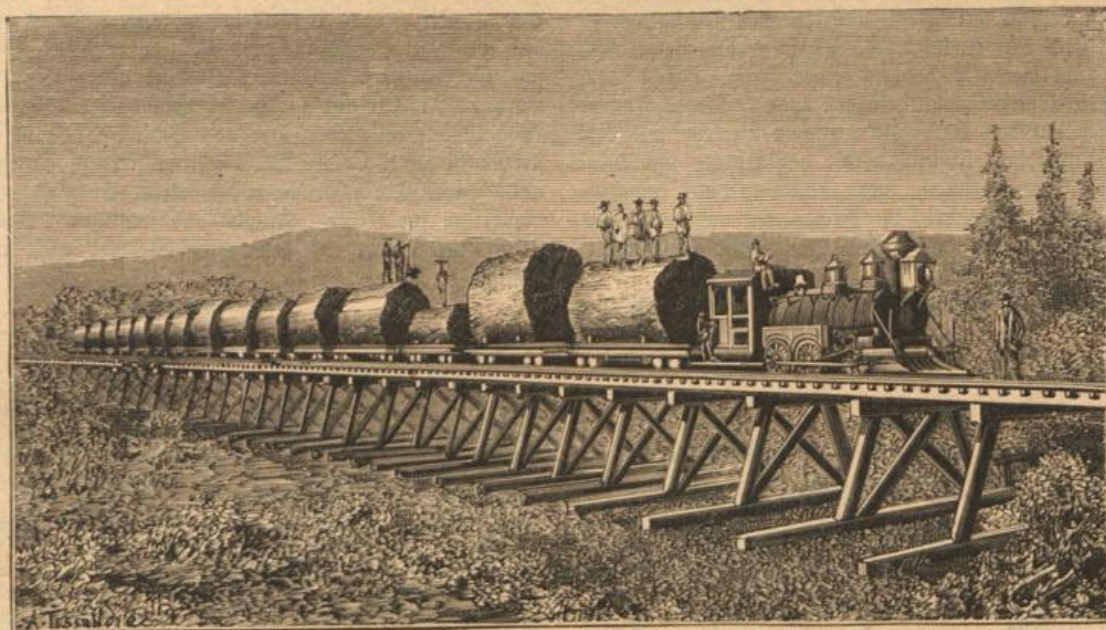
Dieser Vorschlag des allbeliebten Georg Walter ward nicht nur mit stürmischem Beifall von den jungen Leuten, sondern auch von den ältern Einwohnern mit Zustimmung aufgenommen. Die Glonheimer waren, wie überhaupt alle Gebirgsanwohner, ein poetisch angeregtes Völkchen. War es doch im Orte schon seit Jahren der Brauch, daß die Bürger mit ihren Frauen und Töchtern während des Winters mit löblichem Feuereifer der edlen Schauspielkunst huldigten und insbesondere Volksstücke zu vortrefflicher Darstellung brachten. So konnte es nicht fehlen, daß der Gedanke, ein belebtes Kriegsdrama aufzuführen, das noch dazu das ruhmvollste Blatt der Stadtgeschichte veranschaulichen sollte, allorten zündete. Binnen kurzem bildete sich aus den Bürgern der Stadt ein Comité, wozu sich später auch zur Sommerfrische in Glonheim weilende Künstler mit Rat und Tat gesellten. Im Beginn des September waren die Festvorbereitungen in erwünschter Weise dem Abschluß nahe.

II.

In jener Zeit der allgemeinen freudigen Erwartung befand sich der Urheber des vielversprechenden Festes in keineswegs

festlicher Stimmung. Georg Walter war ein hübscher hochgewachener Jüngling von dreißig Jahren, mit dunklen, sprechenden Augen und braunem, nach künstlerisch freier Weise gelocktem Haar. Um diese Lockenfülle im Zaum zu halten, pflegte Georg während der Arbeit ein schwarzsamtnes Barett darauf zu stützen, das ihm gar wohl zu Gesicht stand und demselben besonderen Ausdruck verlieh. So mochte etwa ein junger kunstbegabter Meister aus Nürnbergs Blütezeit ausgesehen haben.

Georgs Vater war ein schlichter, aber verständiger Mann, der Einsicht genug besaß, den Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen. So ließ er auch seinem aufgeweckten Sohn eine bessere Erziehung geben, als ihm selber zuteil geworden. Nachdem Georg mit Erfolg ein Realgymnasium absolviert, entschied er sich dennoch, das Gewerbe seines Vaters zu ergreifen, das selbe aber nach seinem Sinn zu veredeln und auszudehnen. Dieser Entschluß gedieh zur Reise, als ihm zur Belohnung für die ehrenvoll zurückgelegte Studienzeit gestattet wurde, ein paar Wochen bei Verwandten in München zuzubringen. Beim Anblick der Schätze des unvergleichlichen Nationalmuseums gelobte sich Georg in jugendlicher Begeisterung den Meistern aus der Re-



Kalifornischer Holzjug. (Seite 316.)

naissanceperiode, deren sinnige und kunstvolle Leistungen er nicht müde ward zu bewundern, nachzustreben. Zunächst erbat er sich vom Vater die Erlaubnis, bei einem hervorragenden Zinngießer in München in seinem Handwerk, dessen Anfänge er schon in den Ferien zu Hause erlernt, sich zu vervollkommen. In der Hauptstadt, wo er so hervorragendes in Kunst und Gewerbe ständig vor Augen hatte, vollzog sich der Uebergang des jungen Zinngießers zum Kunsthandwerker überaus schnell. Georg hatte schon als Knabe außergewöhnliche Begabung für das Zeichnen bewiesen und benützte nun mit Feuereifer jede Gelegenheit, sich hierin weiter auszubilden. Wollte er doch eben auf diese Fertigkeit den Aufschwung seines Geschäftes gründen.

Inzwischen trat freilich eine anscheinende Unterbrechung der Lehrjahre des jungen Kunsthandwerkers ein, indem derselbe seiner Wehrpflicht als Einjährig-Freiwilliger in der Artillerie genügen mußte. Dieses in der Waffenschule verbrachte Jahr wird für einen gut veranlagten Jüngling kein verlorenes sein und war es auch nicht für Georg Walter. Der ohnedem körperlich gewandte Georg war bald als Reiter, Fechter und Schütze allen voraus und gewann in der strammen Zucht des Soldatenstandes eine stolze und doch elastische Haltung. Im Verkehr mit gebildeten Kameraden aus besseren Ständen eignete er sich vortreffliche Umgangsformen an. Dabei verfeinerte sich auch sein von jeher rege entwickeltes Ehrgefühl, sogar in einer Weise,

daß er bei seinen bürgerlichen Standesgenossen, die ihn sonst hochschätzten, als etwas empfindlich galt. So verträglich der Charakter Walter im allgemeinen war, so aufbrausend konnte er sich erweisen, wenn ihm irgendwie, namentlich in ungerechter Weise, persönlich nahe getreten ward.

Noch hatte Georg nach Vollenbung seiner Wehrdienstzeit kaum ein Jahr in der Werkstatt seines Vaters verbracht, so nahm das Geschäft schon einen überraschenden Aufschwung. Georg wußte in kunstvoller Weise nach Zeichnungen hervorragender Künstler, und auch nach eigenen sinnreichen Entwürfen auf Zinn zu gravieren. Die Teller, Fruchtstalen und Krüge der Walterschen Zinngießerei erregten sogar in der Hauptstadt in den Ausstellungen des Kunstgewerbevereins verdientes Aufsehen. Bestellungen liefen in so großer Anzahl ein, daß es nicht möglich wurde, dieselben zu bewältigen. Deshalb brachte Georg eine Art Prägesystem in Anwendung, wodurch die Gravirungen vervielfältigt werden konnten. Somit war er imstande, auch umfangreichen Aufträgen gerecht zu werden und die Kunstzinngießerei in größerem Maßstab einzurichten. Der alte Walter übergab nunmehr seinem Sohne das Geschäft völlig und setzte sich zur Ruhe.

III.

Bisher fand Georg seinen Lebensweg in erwünschter Weise gebahnt. Aber nun fügte es sich, daß in den mannigfachen

Gravirungen des jungen Kunsthandwerkers merkwürdig oft ein schönes kluges Mädchenantlitz vom spiegelblanken Grunde sich abhob. Immer glühender erwachte in Georg die Sehnsucht, das Urbild der holden Mädchen gestalt in sein stets fester sich gründendes und von künstlerischem Hauch verklärtes Heim zu führen. Aber ach — hier standen Georg und Marie, seine Herzliebste, vor einer Klust, die sie wohl auf Schwingen der Liebe zu überfliegen vermocht, über welche aber keine Brücke zu dauernder Vereinigung möglich schien. Marie war nicht nur eines der schönsten und liebreizendsten Mädchen der Stadt, sondern zum Unstern für Georg auch das reichste. Sie war die Tochter Baltasar Hofmaiers, des ersten Brauers im Städtchen.

Sind auch in unsern Tagen die scharfen Unterschiede, welche ehemals zwischen Patriziern und Kleinbürgern bestanden, dem Namen nach aufgehoben, so bestehen ähnliche Gegensätze doch noch tatsächlich, besonders in kleinen Städten. Dies mußte zu seinem herben Leidwesen auch Georg Walter erfahren. Als er vom Vater das Geschäft übernommen, wagte er es, im Vertrauen auf den gesicherten Aufschwung desselben, den reichen Brauer um die Hand seiner Tochter zu bitten. Der Glonheimer Nabob aber erblickte durch die Brille des kleinstädtischen Kastengeistes in dem so erfolgreich aufstrebenden Kunstgewerbsmeister immer noch den Kleinbürger. Er wies die Bewerbung rundweg ab, zum tiefen Bedauern seiner Frau, welche dem tüchtigen jungen Walter wohl gewogen war. Seiner Tochter verbot Hofmaier auf das Strengste jeglichen Verkehr mit dem eingebildeten Zinngießer. Freilich konnte der Brauer nicht verhindern, daß die beiden dennoch, wenn auch nur durch gelegentlichen Austausch von Briefchen, im Herzen verbunden blieben. Durch sein Machtwort glaubte er das „lächerliche Mißverhältnis“ abgetan zu haben.

Herr Baltasar Hofmaier war im Gebahren und behäbiger

Fülle der Gestalt noch einer jener derben bairischen Brauertypen, wie sie in unserer alle Menschen über den gleichen Kulturkamm scheinenden Zeit nur selten mehr gedeihen. Hofmaier fühlte sich bei all seinem streng rechtlichen Sinn doch jeder Zoll als der erste in Glonheim und stieg im Verkehr mit den Kleinen im Städtchen niemals über die Grenzen huldvoller Herablassung hinunter. Sah Herr Baltasar auf seine kleinbürgerlichen Mitmenschen gnädig herab, so hatte er dagegen die Schwäche, zu Vornehmen hinaufzustreben. Wo nur irgend möglich, suchte er in Verkehr mit den benachbarten adeligen Gutbesitzern zu treten, denen er sich als Eigentümer eines großen Hofgutes unweit der Stadt einigermaßen ebenbürtig fühlte. Am geneigtesten zu geselligem Umgang mit dem Brauer erwies sich in neuester Zeit der alte Freiherr Edgar von Lindenegg, welcher auf dem eine halbe Stunde von Glonheim gelegenen Schloß Moosach hauste. Zu diesem freundlichen Entgegenkommen bewog den Baron der Umstand, daß ihm Hofmaier schon etliche Male aus leidlichen Geldklemmen geholfen hatte. Derartige Beklemmungen hatten sich bei dem Lindenegg bereits zu einem chronischen Uebel ausgewachsen. Die betrübende Lage der freiherrlichen Finanzen führte auch Schloß Moosach in stummer Beredsamkeit jedem Beschauer vor Augen. Das einst stattliche und wenigstens in Grund und Mauerwerk noch feste Schloß befand sich im Äußeren in einem Zustand arger Verwitterung und ward im Innern nur auf der unumgänglich nötigsten Stufe der Wohnlichkeit erhalten. Der das Schloß ringsumgebende Teich strebte in zunehmender Versumpfung sichtlich darnach, mit dem unliegenden Torfmoor zu verschmelzen. Er glied einem riesigen Aquarium für Kröten, Frösche und sonstigen Amphibien; denn Fische vermochten ihr gewohntes Element nicht mehr in dem Sumpf zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Chillon.

Idylle vom Lac Léman; von Hans Barth.

Es ist Abend — die Sonne ist hinabgetaucht in den See, und die Schatten der Nacht ziehen über Ufer und Flut. Unheimlich starren allein die favosischen Klippen herüber, gespenstig über die stillen, düstern Wasser, als bewachten sie drohend das verzauberte Schloß, und die Rigen, die sich im Mondschein tummeln und haschen und naden, und ihr süßes, geheimnisvolles Flüstern.

Da liegt er friedlich mit Brücke und Mauer und Turm, auf wogendem Eiland; die Märchen der Kindheit erwachen mit einem Schlag, die holden, die freundlichen Märchen, die wir so fromm und so gläubig gehört — und wieder ersticht sie vor uns mit ihren Feen und Prinzen und Helden — die ganze verzauberte Welt.

Chillon! — umarmt vom weichen Arme des Léman, geschieden von der falschen, der treulosen Welt, umrankt von dem Epheu der Sage — ein Paradies, eine Idylle, ein Traum. — — —

Es war eines Abends, gerade wie oben, und der Mond war schon aufgegangen und alles duftete und blühte Frieden und Sehnsucht in jenem himmlischen Winkel des Berglands. Es hatte mich nicht in Montreux gelassen, nur ich war allein hinausgewandert, in den kühlen Herbstabend hinaus. Allein mit meinen Gedanken und Sorgen. Und ehe ich es ahnte, lag das liebliche Montreux weit hinter mir — dort hinten, in gespenstiger Ferne glänzte es Lichtchen an Lichtchen, und die Buchten des Sees von der leuchtenden, blizenden Kette umsäumt — bis nach Clarens und Vevey entlang. — Ich achtete nicht auf den Weg, der mich immer am Ufer hin führte, nicht auf die Lichter und Fluten und Sterne — mein Herz war zu schwer, und mein Kopf. O, man hat ja soviel zu sorgen, soviel zu denken, wenn man jung und — Student ist; und ich war beides. So viel zu sorgen — nicht etwa ob philosophischer Probleme, ob dem Rätsel der Zukunft, dem Erwerb des Lebens — das ist zu häßlich, zu drückend; und glüdlisch, wer sie genießen kann, die herrliche Zeit — le temps des roses!

Die Rosenzeit! — und dennoch Sorgen! — und sind die Sorgen der „Rosenzeit“ eben nicht die drückendsten? Haben nicht sie schon manch Lebensglück frühe vernichtet, als ein kalter, ein giftiger Reif auf die zarten Blaublümchen und Veilchen? Als ein Reif auf den Lebens- und Schaffenstrieb eines jungen, frohen Gemütes? — Die weihewolle Stille hatte mich träumerisch gestimmt — wer entzöge sich dem Zauber eines Abends am Léman! — nicht schwärmerisch für Ideale, die ich nicht besitzen konnte, nicht empfindlich für selbstgemachte, illusorische Qualen, für den Welschmerz eines Dichters, eines Blauftrumpfs. Ich hatte Erfahrungen gemacht, recht bittere und herbe Erfahrungen, und war noch so jung. Ein stürmisches Jahr hatte mich die Heimat

verschlossen, ich war ausgezogen, hinaus in die weite, weite Welt, ohne Glück, ohne Stern — allein mit meinem Mut, aber verlassen von den Meinen, verlassen von allen, selbst von der, die ich liebte — das tut weh. — Aber warum auch nicht? sie war ja reich, war schön, war lebensfroh, jung — und ich war verstoßen, war arm. Warum denn nicht, Liebchen? Eine „glänzende Partie“ war doch immer ein anderer würdigerer Prospekt, als ein Heimatloser; und die „Liebe“, die „Liebe!“ sie ist freilich etwas Allerliebste, ein Raschwerk, ein Spielzeug und reizendes Nippding, solange das Dämchen noch romantisiert; aber schade, da kommt die Gesellschaft, da kommt die Genusssucht, die Eitelkeit der kleinen Angebeteten, der Lüstre des Salons — und das thörichte Nippding der Kinderstube wird in Scherben zer schlagen und weg geworfen und vergessen, und mit ihm all, alles zer schlagen, vergessen! — Und da sollte man nicht traurig sein? selbst der lustigste, frohe Student?

Meine träumerische, schlafwandeln wanderung hatte ein Ende gefunden; ein schelmisches Gelicher und Lachen erweckte mich. — Ich stand dicht vor dem Schloßtor von Chillon, ein Schritt noch und ich rappte mit dem Kopfe daran. Auf der Steinbank neben dem Eingang saßen im Dunkel zwei junge Mädchen, die sich des einsamen Träumers freuten. Und von neuem stimmten beide in ein ausgelassenes, schlecht verhaltenes Gelicher, als ich aufgefahren war und meine drollige Stellung bemerkte. — Es hätte sicher keine freundlicheren Weststimmen geben können. — Ich rang nach Worten, nach einer Entschuldigung — aber ach, mein radebrechendes Französisch machte mir wenig Ehre, denn die kleine ausgelassene Brünette fing schon wieder an zu spotten — „ah, monsieur est Allemand — Allemand —!“ und dabei blinnte der Schalk in ihren großen, schwarzen Augen so ernst, so ernst, während ich mich schämte, tief unter den Boden. — „Allemand — Allemand!“ — mein Accent war nicht tadellos, ich hatte verpielt. — Annette aber haßte die „Allemands“ nicht, wenigstens den Einen nicht, wie es schien; es war doch zu „chie“, mit dem Fremden zu konversieren, der so drollig französisch sprach — ein Wörtchen gab das andere, die Mädchen luden mich ein, ein wenig zu sitzen, und nach einer halben Stunde waren wir die besten Freunde von der Welt.

Anne und Rose waren die Töchter des Kastellans, keine Damen der „haute volée“, keine Modedämchen mit Spitzen und Schleppen, sondern recht einfache waadtländische Bürgermädchen; aber aufrichtig, lustig, natürlich, und — wie alle waadtländischen Mädchen — ganz allerliebste.

Nennchen hatte etwas vom Gretchen, ein wenig auch von Louise aus „Kabale und Liebe“, und (wie könnte es anders sein?) ziemlich viel vom verzauberten Prinzeßchen: ihr großes, ernstes, schwarzes Auge, ihr Stolz, ihr Eigensinn — bald Spottvögeln und Schelm, und

dann wieder das weiche, sanfte Dahingeben und die liebende Sorge, die selbst leidenschaftlich aufwallen konnte — aber „Trozköpfchen“ blieb hoch, trotz allem. — Annette gab mir die höchst überflüssige Erlaubnis, von nun an „mitunter“ des Abends einen kleinen Spaziergang nach Chillon zu machen, um mit ihr zu „plaudern“; aus dem „mitunter“ wurde aber allabendlich, und aus dem harmlosen „Geplauder“ wurde Liebe; bei mir wie bei Kennchen. Und siehe, die Zeit kam, die „Rosenzeit“, wo wir auf dem einsamen Bänkchen saßen, die Kleine an meine Brust gelehnt, ihr feines niedliches Pätzchen an meiner Wange, die aufgelösten schwarzen Locken über ihre Schultern flatternd; und ich drückte sie wieder und wieder an die Lippen, die Locken und Kennchen, und ihr kaltes, troziges Herzchen schlug laut und wilder; oben aber zogen die Wolken, dumpf rauschte es auf, wenn ein plötzlicher Windstoß die Wellen an Chillons Felsen warf, die alten savoyischen Niesen wachten noch immer, und in der Ferne strahlte das alte Lichtermeer und klang hoch in die Schluchten und Berge hinauf, bis oben, ganz oben nur da und dort noch ein einsames Ferkelchen flackert. — Eine kleine Nacht mit unzähligen bunten Lampions und sehnüchtiger Musik taucht draußen durchs Dunkel der Flut — wie des Seekönigs Gondel und lodender Nixengefang. Das monotone Brausen der Räder und Maschine zu dem Schalle der Musik tönt schwächer und schwächer — die Lichter verschwinden am Horizont — die Jata Morgana verschwand, wie sie kam, und alles ist so einsam, so ruhig wie zuvor. Noch ein paar Raketen steigen zum nächtigen Himmel und fallen erlöschend im Feuerregen nieder — erlöschend wie der, dessen Hand sie entsandt — es war Tschernajeff, „Graf Tschernajeff“, der seinen Eintagsstraum als Krösus durchschwelgte, ehe ihn Kerker und Galeere empfing.

— Gibt es in unserem Jahrhundert noch Leute die an Geister glauben? — ich glaube daran, wenigstens an die Nixe des Lac Léman, an die freundliche Loreley, in deren Lied sich, wie im Lethe, die ganze traurige, nagende Vergangenheit vergah. Auch Kennchen war ein solches Nixchen, die in weishevoller Nacht aus den feuchten Fluten ans Ufer stieg, und mich Sterblichen beglückte; und Kennchen war Französin — aber nicht Nana! Manches deutsches Weib, auch manche Französin hat diesen Namen verdient; manch frommes unschuldiges Kind fiel dem Glend, der Schande zum Opfer — mein Kennchen fällt nie, sie ist geehrt durch ein köstliches Kleinod, — ihren Stolz, und ein köstlicheres noch —

Welch reizende Namen fand ihr liebender Mund; welche schwelgende Töne, welche wütendes Feuer, welche Zbrunnt! — es ist etwas eigenes um die Liebe einer Französin. Vielleicht unterscheidet sich die Waadtländerin von der Französin, vielleicht liebt sie reiner und inniger, und zudem in diesem Lande der Dichtung, an diesem blühenden, duftenden Ufer, wo noch Natürlichkeit, Treue und Sittlichkeit herrscht. — Klein-Kennchen hatte noch nie geliebt, und vielleicht gerade deshalb hatte sie so vieles von Gretchen. Was fiel nur dem reizenden Naseweis ein, das arme Gretchen unwillkürlich in allem zu kopiren? es wurde ihr Leid und das meine.

Ich hatte in der kurzen Zeit schon so mich an Kennchen gewöhnt, daß ein Abend, den ich anderswo als in Chillon verbringen mußte, verloren war. Ihr liebes Geplauder, ihr offener argloser Sinn, und die Achtung, die ich vor ihr haben mußte — das alles hatte ein Nez um mich geworfen, ein Zaubernez, das mich mit tausend unzerreißbaren Fäden an das Mädchen fesselte. — Annette war ein armes Mädchen, sie war nicht „gebildet“, hatte auch die „Pension“ nicht durchgemacht, wie unsere jungen Damen, und spielte nicht Klavier. Die Dorfschule des benachbarten Beyaug war eben keine Lausanner Pension — sie war „nur so ein Mädchen aus dem Volke“.

Eins hatte ich an ihr nie beobachtet: sie war lindlich fromm; und unser einziger Gegensatz sollte auch das Ende unseres Märchens werden. — Wir saßen, wie immer, auf der traulichen Steinbank; Anny hatte ihr Lieblingsliedchen vor sich hingetrillert, es war die Arie aus dem „Glocken von Corneville“ —: „En tous voyages“ — — Plötzlich hielt sie inne, ihr beweglicher Gedankengang war mit einemmal zu einem ernsteren Thema übergesprungen, denn sie sah mich lange an, dann fragte sie nachdenklich und zögernd, als ahnte sie die Folgen dieser Frage —: „Glaubst du an Gott?“

Warum hatte ich auch die Kleine nicht früher über das „Thema“ ausgefragt? warum vergah ich, daß ein so reizendes, schelmisches Gespächchen noch nicht den Sonnenschein unseres Jahrhunderts ertrog? — Dank der Orthodoxie und beschränkten Erziehung. — Es war ein Fehler, der nie mehr gut zu machen war. — Meine Antwort hatte sie überrascht und bestürzt; ihre Arme, die sich um meinen Nacken schlungen, lösten sich schnell und es schien, als traten ihr Tränen ins Auge —: „Du mußt beten, Geliebter, es gibt einen Gott!“ — Mein leidenschaftlicher Spott hatte sie tief gekränkt; die Szene wurde leidenschaftlich. Deshalb die Aufregung über Sachen, die gar nicht auf unsere Steinbank, in unser Märchen gehörten? Ich wurde heftig; ließ sich ja das naivere Gretchen befehlen, warum Kennchen nicht? —

Erregt verließ ich sie; ihre Augen standen voll Tränen, sie griff nach meinen Händen, sie bat mich, das törichte Kind, sie bat mich — zu beten!“ „Versprich, daß du betest!“ — und ihr großes Auge sah mich lebend an. — „Ich kann dich nicht lieben ohne das, und — ich will nicht.“ —

— Ich versprach es ihr nicht, und kehrte trozig zurück. — Kennchen aber stand noch lange an das alte gepenstige Schloßtor gelehnt, das Köpchen gesenkt, die Hände gefaltet, und in ihrem kindlichen

Herzchen wogte es auf und ab, wie ein inbrünstig heißes Gebet. Dann fährt sie auf wie aus langem entsetzlichen Traum und starrt hinaus in das Dunkel der Nacht. — Vielleicht war es Neue, daß sie schluchzte? — vielleicht ein — Entschluß?

Den folgenden Abend stand ich wieder in Chillon; es war ja ein leichtes Gewitter gewesen, dem Sonnenschein folgte und der Regenbogen der Versöhnung. „Vergib mir, Kind, ich war nicht gut, aber du weißt, daß ich dich liebe.“ — —

Aber das Mädchen wich aus wie vor einer Ratter am Wege; so ernst war sie noch nie —: „Glaubst du an Gott?“ Ich lachte ihr hell auf ins Gesicht, so sehr belustigte mich der Ernst und der ungewohnte Ton der Kleinen. —

„Glaubst du an Gott?“ fragte es noch einmal und gedehnter; ihre Augen sind nicht mehr die liebenden, sanften; es war als leuchte ein prophetischer Zorn, ein schmerzliches, aber entschlossenes Entfagen daraus — so kalt und so stolz.

Das war meine Anny nicht mehr, war nimmer das leichtsinnige, singende Liebchen mit dem schelmischen, silberhell tönenden Lachen. Ein Bestreben wandelte mich an. War das „mon bébé — mon mimi — Mignonne“ — die selbst mich die süßesten Schmeichelnamen der Liebe gelehrt? — Ich hatte ihr auf die wiederholte Frage nicht geantwortet, ich mochte nicht lügen; Anna schien darauf vorbereitet zu sein, denn sie reichte mir kurz die Hand: „Adieu, du wirst mich nicht mehr sehen“ — und im Schloßthore war sie verschwunden. — Alle Abende führten mich zum einsamen Schloßchen heraus; die Wolken jagten wie einstmals am Himmel, die grauköpfigen Savoyarden starrten mich höhniisch und teilnahmslos an, und die Wellen, die Wellen schlugen dumpf an den Fels und die Mauern. Dit war mir, als tauche ein liebliches Nixengesicht aus der Flut, als huscht es wie Schatten, als winkt es und lacht es, wenn auf Minuten das Mondlicht auf See und Schloß sich ergoß.

Kein Kennchen erschien. — Die Stunden vergingen — mit fiebender Hand, nicht wissend was ich tat, pochte ich ans Thor. Auch drinnen blieb still, alles still. In einem Erkerbüchsen ist noch ein matter, erlöschender Schein — jetzt dunkel auch dort. — Und ich fluche dem Bahu, und ich fluche den Priestern, die das Heiligum der jugendlichen Seele vergiftet, und die Zwierratig getäet in die Liebe — und es tobte und bebte mein Herz, als wäre ihm ein zweiter und schönerer Frühling verblüht. — — —

Zahre vergingen; mein Schicksal hatte mich wieder nach Montreux und zum Leman geführt. Mit der alten heimlichen Stätte war auch meine Sehnsucht nach Kennchen von neuem erwacht; ich mußte sie sehen. —

Schloß Chillon war vereinsamt und leer; der Alte gestorben. Rose Gouvernante in Genf. Von Annette wußte man nichts. Ein neuer Kastellan hauste im Schloß; was kümmerte den das Alte, Vergangene?

Und doch war der Zauber nicht geschwunden — das Schloß stand noch da, wie dereinst, und das graue geborstene Thor und die Bank, und der Fels und der See —

Nur die Nixe war tot, für mich tot. — — — — — Im „Théâtre des Variétés“ hatte man ein reizendes, neues Ballet aufgeführt; Paris, das frivole Paris, war entzückt von der Prima-Vallerina des Stückes — ein Debüt! Eine Debüt im Theater, wo Nana aufrat, wo Venus noch heut triumphirt, in den Hallen des Taumels, der Sinnlichkeit; also ein schönes, ein prächtiges, göttliches Weib. Und sie war es, gewiß; schlank, grazios. Die Schultern von Marmor, der zarte doch ungestüm wogende Busen, die schwarzen wiltschatternden Locken, die Augen so dunkel, so groß und so heiß — nur etwas bleich schien das Weib, nur etwas leidend und müde; doch das ist „piquant“. — Und ich kannte das Weib, und sie kannte mich, ja sie kannte mich wieder, als ich zu ihr trat, — und sie faßte stumm meine Hand.

Annette! — — — — — Aber sie fragte mich nicht mehr: „Glaubst du an Gott?“ — erschöpft sank sie vor mir nieder, und barg schluchzend das Gesicht in den Händen, die Stimme ersinkt von den Qualen der Neue: „Vergib mir — ich glaube nicht mehr — —“

Spießbürger. (Illustration s. S. 309.) „Philister im Sonntagsröcklein spazieren durch Wald und Flur; Sie jauchzen, sie hüpfen wie Vöcklein, Begrüßen die schöne Natur. Betrachten mit blinzelnden Augen Wie alles romantisch blüht; Mit langen Ohren saugen Sie ein der Spazen Lied.“ Diese Heimeschen Strophen geben den besten Kommentar zu unserem Bilde. Ursprünglich die im Gegensatz zu den Patriziern nur mit Spießben bewaffneten Bürger bezeichnend, nahm das Wort Spießbürger allmählich die Bedeutung an: kleinlich, hausbaden, beschränkt, philisterhaft. Der Horizont des Spießbürgers erstreckt sich nicht weiter als bis zu den Grenzpfählen seines Dörfchens oder Städtchens, dessen Kirchturm ihm den Mittelpunkt der Welt bedeutet. Eine Probe echt spießbürgerlicher Gesinnung geben uns die beiden Bürger in Goethes Faust; der eine sagt: „Nichts besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen, Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, Wenn hinten, weit, in der Türkei, Die Völker aufeinander schlagen. Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus, Und sieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten; Dann lehrt man abends froh nach Haus Und segnet Fried und Friedenszeiten.“, worauf der andere erwidert: „Herr Nachbar, ja! so laß ich's auch geschehen: Sie mögen sich die

Köpfe ipalten, Mag alles durcheinandergehen, Doch nur zu Hause bleibst beim Alten.“ Nicht etwa aus Schwärmerei für Natur Schönheiten betrachten die fünf Felten unseres Bildes so andächtig das Panorama, das sich vor ihren Blicken ausbreitet, so wenig wie der Bierföhler, der seinen Herrn so köstlich parodirt. Schwärmerei sieht überhaupt nicht im Lexikon des Spießbürgers, dessen ehrsame Devise lautet: Hübsch bedächtigt! und dem nichts mehr zuwider ist als geniales Ueberdieschneuhauen. Nein, sie suchen die Natur auf, weil das ein billiges Vergnügen ist, weil es nichts kostet, denn Sparbarkeit ist des Spießbürgers Kardinaltugend, sein Alpha und sein Omega. Stören wie die Wadern nicht in ihrem wohlfeilen Sonntagsvergnügen, wenn wir auch mit dem lustigen Vögelein auf dem Telegraphendrat denken:

Was ist ein Philister?

Ein hohler Darm

Mit Furcht und Hoffnung ausgestopft,

Daß Gott erbarm!

St.

Ein kalifornischer Holzjug. (Illustration s. S. 313.) In dem Klima Kaliforniens zeigen sich (nach der Klimatologie von Erman) viele Eigentümlichkeiten der tropischen und subtropischen Zone mit andern der gemäßigten und sogar der kalten Klimate vereinigt. Diese eigentümlichen klimatologischen Verhältnisse wirken auf das Tier- und Pflanzenleben so ungemein günstig, daß der Reichtum an animalischen und vegetabilischen Produkten mit der Goldproduktion zu wetteifern scheint und dieser gegenüber in kurzer Zeit allein herrschend auftreten wird. Von hohem Interesse ist es, nachzuweisen, wie sich die klimatischen Gegenläufe auch in der Fauna und Flora des Landes wiederfinden. Ein von Norden kommender Jäger, sagt Erman, der im Dezember bei San Francisco landet, würde seine kühnsten Erwartungen übertroffen finden durch die unsägliche Menge und Mannigfaltigkeit von Schnepfen, Gänsen, Enten, Säbelschnäblern, Reiher, Pelikane u. s. f., welche alle Buchten bevölkern und die er größtenteils noch vor wenig Monaten auf Kamtschatka oder an den nördlichsten Punkten der amerikanischen Westküste gesehen hat. Dabei erinnern verschiedene Driolusarten, die in ungeheuren Schwärmen zugleich mit diesen Schwimmvögeln an Kaliforniens Küsten und Seen verweilen, schon durch ihre prachtvolle Färbung an ihre jüdische Abstammung, ebenso ein äußerst zierliche Kolibri, der in Oberkalifornien das ganze Jahr gesehen wird. Aehnliche Kontraste finden sich auch bei den Säugetieren. Neben dem Kuguar, Jaguar und Schakal finden sich zwei Bärenarten aus ungleich kälteren Gegenden. Die kalifornischen Pferde haben unter dem Einfluß der Naturverhältnisse, denen man sie bis zur Verwilderung überläßt, von der ausgezeichneten Höhe und dem feinen Bau ihrer europäischen Stammeltern noch nichts eingebüßt, während doch dieselbe Rasse in den südamerikanischen Pampas beträchtlich ausgeartet ist. Ebenso reichhaltig sind die Produkte des Pflanzenreichs. Von den gewöhnlichen Getreidearten scheint der Weizen die Hauptfrucht zu werden, obgleich gegenwärtig Gerste in größerer Menge gebaut wird. Im Süden und in wenigen der niederen Täler bis zur Bai von Francisco gedeihen Feigen, Datteln, das Zuckerrohr, selbst Bananen. Viel wichtiger noch scheinen die Olive und der Wein zu werden, für die sich das Klima vortrefflich eignet. In den westlichen Teilen findet man an den Küsten prachtvolle Waldungen, bestehend aus Fichten, Tannen, Fledern (Red wood), Kiefern, Eichen u. s. f. Manche dieser Bäume erreichen eine erstaunliche Höhe, besonders die Red wood, die Fichte und Edeltaune, die man an manchen Stellen 200 bis 300 Fuß hoch und von 15 Fuß Stammdurchmesser trifft. Sie liefern vortreffliches Bauholz. Im Innern des Landes bestehen die Wälder mehr aus Steineichen und Eichen. Besondere Beachtung, sagt Hellwald (Die Erde und ihre Völker), verdienen die Waldbestände der Sierra Nevada. Von San Francisco bis nach Sacramento, vom Küstengebirge bis zum Fuße des Hochgebirges kann man Kalifornien durchkreuzen, ohne wahre Wälder zu sehen. Was man begegnet, sind äußerst lichte Haine von immergrünen Eichen, welche über die gelben Weizenfelder und den zur Sommerzeit ebenso gelben Rasen des Hügellandes wie die Fruchtbäume in unsern Feldern oder besser wie Olivenbäume in Delgärten zerstreut sind. Den Olivenbäumen vergleicht sich am besten ihr vorwiegend niedriges, knorriges Wachstum und das Grau ihres kleinblättrigen, aber allerdings mehr als olivenartig dichten Laubwerks. Der landschaftliche Charakter ändert sich in Kürze, wenn man in die Vorberge der Sierra eintritt, ohne daß aber zunächst, so wenig wie in der Ebene und im Hügellande, echte Wälder sich zeigen. Nur merken wir schon an einigen vorgeschobenen Posten, daß wir uns dem Gebiete der Nadelholzwaldungen, d. h. den einzigen Waldungen nähern, welche in Kalifornien diesen Namen ohne Einschränkung verdienen. Laubwälder, wie sie bei uns Buchen oder Eichen bilden, fehlen in Kalifornien. In der mittlern Region der Sierra stehen Gelb- und Zuckerröhre mit Libozedruswäldern

zusammen, deren stolze Frucht und Großartigkeit alle Nadelwälder der alten Welt hinter sich läßt, und es bedürfte nicht der Kiefern oder Mammutbäume, die in einigen Gruppen unter ihnen zerstreut wachsen, um diesem Walde den Ruhm einer der großartigsten Erscheinungen im Gebiete der Waldnatur zu sichern. Die Douglasanne und die Balsamsichte gesellen sich zu den Föhren. Ein Geckelicht, echter kalifornisch als alle die genannten riesigen Tannen und Föhren, wächst endlich die Kieferneder (*Sequoia gigantea*), auch Mammutfichte, Wellingtonie, Washingtonie zc. genannt, in einer Anzahl von größern und kleinern Gruppen auf einem schmalen Streifen Landes in den höhern Vorbergen der Sierra Nevada. Man hat indes die Höhe der Kieferneder übertrieben; die genaueste Messung, die man von der höchsten Kieferneder besitzt, giebt 99 Meter an. Der australische *Eucalyptus globulus* (blauer Gummitbaum) würde also die höchsten Sequoien noch um mehr als 30 Meter übertreffen. — Wunderbar großartig ist die Szenerie, welche den Reisenden auf der Eisenbahnfahrt über die Sierra Nevada begleitet. Fortwährend wird das Auge durch die herrlichsten Panoramas entzückt. Bald sind es idyllisch grüne Täler, die in dultiger Ferne träumerisch am Fuße der Gebirge daliegen, dann bewaldete Bergkluppen, umkränzt von schneegekrönten Gipfeln, die sich hoch in den blauen Aether emportürmen; jetzt verfolgt das Auge wild herabbrausende Waldbäche, die talwärts stürzen, dann einen Fluß, der sich, einem Silberbände gleich, hunderte von Metern tief unten hin schlängelt, während ein Meer von grünen Tannenzweigen zwischen der Bahn und dem tiefen Talgrund den ganzen Abhang in breiter, welliger Fläche bedecken. Doch fehlt das Liebliche der deutschen oder schweizerischen Gebirgslandschaften, es fehlen die Dörfer, Mühlen, Sennen mit ihrer Bevölkerung und ihren Haustieren, welche die Täler und Abhänge lebendig machen. Unser Bild giebt eine deutliche Vorstellung von der Größe und dem Umfang der gigantischen Bäume Kaliforniens. St.

Die Mythe des Baumwollenbaums. In seiner hochinteressanten „Mythologie der Pflanzen“ erzählt de Gubernatis nachstehende Sage, die in Brasilien verbreitet ist: Der erste der Menschen war ein Halbgott. Er hatte einen Sohn, den er los sein wollte. So formte er aus Ton ein Armadill, blies ihm Leben ein, und grub es in die Erde, so daß nur der Schwanz herausfiel. Dann schickte er seinen Sohn hin, es zu holen. Sobald dieser das Armadill am Schwanz hatte, stürzte es sich in die Eingeweide der Erde und riß ihn mit. Aber der Jüngling kam aus der Unterwelt wieder heraus und erzählte es seinem Vater, daß da unten Männer und Weiber wären, die den Erdboden bebauen könnten, wenn sie heraufgeschafft würden. Der Halbgott schuf nun den Baumwollenbaum und machte aus Baumwolle ein langes Seil, mit welchem er einen der unterirdischen Menschen heraufholte. Die ersten davon waren klein und häßlich, allein die folgenden waren schon ansehnlicher, und je mehr heraufkamen, desto hübschere Menschen waren es. Unglücklicherweise zerbrach das Seil, ehe die schönsten oben waren. Und das ist der Grund, meinen die brasilianischen Indianer, warum hübsche Menschen auf der Erde so selten sind (in Brasilien sind sie es allerdings) und man „unter die Erde gehen“ muß, um wirklich schöne Menschen zu sehen. —

*) La Mythologie des Plantes: ou les Légendes du Regne végétal. Par Angelo de Gubernatis. Paris (chez Reinwald).

Rebus.



Auflösung des Rebus in Nr. 11:

Im Weine liegt Wahrheit.

Inhalt: Vom Baume der Erkenntnis. Roman von F. Zadek. (Fort.) — Aussicht vom Rigi. (Mit Illustration.) — Die Satire der Neuzeit. (Frühere Epoche.) Von Dr. Richard Ernst. (Schluß.) — Meerleuchten. Von Dr. B. Langtavel. — Eine Idylle im Erdbeben. (Mit Illust.) — Serena. Eine venetianische Novelle von Max Bogler. (Fort.) — Was man meint und wie man urteilt. Eine Plauderei von Bruno Geiser. — Der Schwedeneinfall. Erzählung von Otto Sigel. — Chillon. Idylle vom Lac Léman; von Hans Barth. — Spießbürger. (Mit Illust.) — Ein kalifornischer Holzjug. (Mit Illust.) — Die Mythe des Baumwollenbaums. — Rebus. — Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart. Druck und Verlag von J. G. W. Dieß in Stuttgart.